

Großstadt-Dokumente

**Sekten
und Sektierer
in Berlin**

von

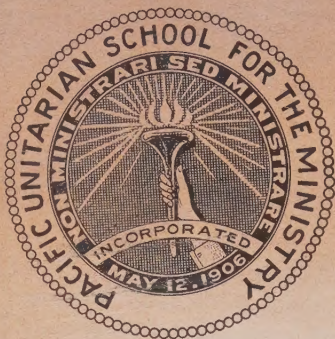
Eberhard Buchner.

G. h.

E 503.4
B 852

Band 6

Mark I.



BERKELEY, CALIFORNIA

THE GIFT OF

CHARLES WILLIAM WENDTE

OF BOSTON, MASSACHUSETTS

erung

Krieg

5 Bänden von

gueritte

U. Fricke.

ke des Schwertes.

mmune.

entlichen Bänden à Mk. 2,50

4 Teile komplett in 8 Bd.)

28,— gebd.

resse:

Streben der Autoren geht bis ins
nach Wahrheit. Bittere, traurige
en. Wären sie vom deutschen Munde
worden, man würde von einem
werke sprechen."

Danzers Armee-Zeitung, Wien.

Ein interessantes Dokument für
die Selbstgebißenen und geistig hochstehenden
Franzosen innewohnenden extremen Urteile
über uns Deutsche."

Georg Minde-Bonnet im Literarischen
Centralblatt in Leipzig.

... ein Werk von kulturgeschichtlicher
Bedeutung ...
Allg. Deutsche Universitäts-Zeitung, Berlin.

Ein garbes Liebeslied klingt leise an,
wenn der Kanonendonner schweigt, und gibt
dem von Schlachtenlärm und Kriegsleiden-
schaft erfüllten Buche zugleich Tiefe und Stille."
Die Woche, Berlin.

Die Verfasser haben ihren Stoff an den
Quellen außerordentlich genau studiert, so
genau, daß die Schilderungen eine Art per-
sönlicher Note besitzen, als rührten sie von
einem Augenzeugen her."

Hamburger Fremdenblatt.

Wir haben es wirklich mit einer Ge-
schichte des Krieges zu tun, die Poeten
geschrieben haben, Männer, die Historiker und
Offiziere, vor allem aber Dichter und
Patrioten sind."

Morgenpost, Berlin.

So sehr, geradezu generalstabsmäßig
gut die Autoren über alle, auch die kleinsten
Details der Kriegsvorgänge unterrichtet sind,
so vertraut, mit den feinsten Vorgängen
erweisen sie sich."

Leipziger Tageblatt.

... In wahrhaft erschütternder Weise wird
das Eingreifen des Kriegs in das Seelen-
leben einer im Grunde edeln, der beherrschenden
stittlichen Macht verlustig gegangenen
Nation geschildert."

Staatsanzeiger Stuttgart.

Ein französisches Werk über das letzte
große Völkerringen, ein Werk, das mehr als
die bisher erschienenen objektiv und zugleich
ein modernes literarisches Kunstwerk sein will,
darf nicht nur in seinem Heimatlande, wo es
bereits in mehr als 120 000 Exemplaren ab-
gesetzt worden ist, Interesse beanspruchen,
sondern mindestens ebensoviel bei uns, die
wir darin einen hochinteressanten Beitrag zur
Zeitgeschichte erblicken können."

Sächsische Schulzeitung.

Es ist ein härteres und eigentlich, wie-
wohl die Deutschen in dem Buche keineswegs
freundlich und gerecht behandelt sind, für die
Franzosen geradezu trostloses Gemälde."

Königliche Volkszeitung.

„Die Darstellung ist ungemein farbig,
dramatisch bewegt; sie reißt den Leser hin
und gibt ihm mit ihren feinen, reichen Details
Belehrung, die er in sehr gelehrten Werken
nicht findet."

Jülicher Post.

„Die Schilderung einzelner Episoden
kann als klassisch bezeichnet werden."

Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger
Berlin und Leipzig.

Großstadt-Dokumente

Band 6.

Herausgegeben von Hans Ostwald

Band 6.

Sekten und Sektierer in Berlin

von

EBERHARD BUCHNER

2. Auflage



Berlin und Leipzig

Verlag von Hermann Seemann Nachfolger G. m. b. H.

BR
852
B82
1904

Band 1—10 der Großstadt-Dokumente behandeln
folgende Thematika:

1. **Dunkle Winkel in Berlin** 3. Aufl.
von Hans Ostwald.
2. **Die Berliner Bohème** 2. Aufl.
von Julius Bab.
3. **Berlins drittes Geschlecht** 3. Aufl.
von Dr. Magnus Hirschfeld.
4. **Berliner Tanzlokale**
von Hans Ostwald.
5. **Inhälertertum in Berlin**
von Hans Ostwald.
6. **Sekten und Sektierer in Berlin**
von Eberhard Buchner.
7. **Berliner Kaffeehäuser** 2. Aufl.
von Hans Ostwald.
8. **Berliner Banken und Geldverkehr**
von Georg Bernhardt.
9. **Aus den Tiefen der Berliner Arbeiter-
bewegung** von Albert Weidner.
10. **Berliner Sport** von Arno Arndt.

Preis pro Band 1 Mark.

Von Hans Ostwald ist ferner in 2. Auflage erschienen

Berliner Nachtbilder.

Preis brosch. Mk. 1,— geb. Mk. 2,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☞ Verlag von
Hermann Seemann Nachfolger, Berlin SW., Tempelhofer
Ufer 29.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.
Druck von J. Garwig Nachfolger,
G. m. b. H., Berlin SW., Friedrichstr. 16.

E503/4
B852

Vorwort.

Ich weiß, daß ich mein Thema nicht erschöpfend behandelt habe. Das konnte auch nicht in meiner Absicht liegen. Das Stoffgebiet ist viel zu groß, um auf so knappem Raum ausgeschöpft zu werden. So mußte ich eine Auswahl treffen, und ich traf sie nach den Gesichtspunkten, die für die ganze Sammlung der „Großstadtdokumente“ bestimmend sind und sein sollen. Das Unbekannte, Ungekannte suchte ich auf, und ich meine, daß auch der, der sich auf dem Gebiet des religiösen Sektenwesens einigermaßen zu Hause glaubt, manches Neue und Interessante in dem Büchlein finden wird.

Auch bei diesen Studien führte der Weg oft in dunkle Ecken und Winkel; es ist jammervoll zu sehen, wie viel leistungsfähige, vielversprechende Menschen noch immer ihre besten Kräfte auf dem Altar des Aberglaubens und haltloser religiöser Wahnvorstellungen zum Opfer bringen. Jammervoll zu sehen! Ich schrieb meine Skizzen unter dem Gefühl herzlichen Mitleids mit den irrenden Verführten und unter dem Gefühl lebhaftesten Hasses gegen die leichtfertigen Verführer, die die Seele jener auf dem Gewissen haben. Aber gibt es überhaupt solche Verführer? Sind nicht auch sie wieder Verführte?

Jedenfalls ist es Zeit, daß auch weitere Kreise über diese Dinge in Wort und Schrift aufgeklärt werden. Auf der finsternen Straße läßt sich leicht ein Fehltritt tun; das beste Mittel: man pflanze Laternen auf zu beiden Seiten des Weges. Ich will die Macht der Aufklärung in diesem Falle nicht überschätzen; aber unterschätzen wir sie auch nicht!

Die Studie über die Heilsarmee, die kaum viel Neues bieten wird, habe ich aufgenommen, weil gerade die Heilsarmee eine wichtige Rolle im religiösen, wie im sozialen Leben Berlins spielt und weil sie nun einmal in ihrer ganzen Artung eine der merkwürdigsten Erscheinungen bleibt, die religiöses Sektierertum gezeitigt hat.

Für weitere Arbeiten auf diesem Gebiet habe ich noch reiches unverarbeitetes Material; doch bin ich jedem meiner Leser zu Dank verpflichtet, der mich durch Mitteilungen, Berichte oder Anregungen freundlich unterstützt.

Friedenau, Spätherbst 1904.

Eberhard Buchner.

Im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger,
G. m. b. H., Berlin SW. 11, sind folgende Bücher erschienen,
welche die Leser dieses Buches ganz besonders interessieren
dürften:

Die Spiritisten. Roman aus der Berliner Gesellschaft,
(2. Aufl.), von Viktor Blüthgen, Preis br. M. 3,—,
geb. M. 4,—.

Blänge aus einem Jenseits. Von Frau Viktor Blüthgen
(C. Eysell-Kilburger), Preis br. 3,—, geb. M. 4,—.

Die Gebetsheilung. Eine psychologisch-naturwissenschaftliche
Studie von Dr. med. Fritz Köhler, Preis br. M. 1,—.

Das Abendland und das Morgenland. Eine Zwischen-
reichbetrachtung von Dr. Hermann Frank. Preis M. 2,50.

Gebet und Anfechtung. Erzählung von Amalie Skram.
Preis br. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Emil Frommel, ein Gedenkbuch von Theodor Kappstein.
Preis br. M. 3,—, geb. M. 4,—, Prachtausg. M. 5,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bur Psychologie des Sektierertums

Die meisten der religiösen Gemeinschaften, die der kirchengläubige Christ, sei er nun Protestant oder Katholik, unter der Bezeichnung der Sekten zusammenfaßt, haben nur ein verhältnismäßig kurzes Leben. Sie wachsen auf über Nacht, schießen vielleicht eine Zeit ins Kraut, um dann rasch und sicher zu verwelken oder dem ersten besten Sturm zum Opfer zu fallen. Jede Spur ihres Daseins ist damit vom Erdboden vertilgt; niemand weiß mehr von ihnen zu sagen; die Erinnerung an ihre flüchtige Blüte ist erloschen. Höchstens daß der Wind ein Samenkorn entführte, das nun, auf ein anderes Erdreich verweht, zu gleichem Eintagsleben erwacht und langsam heranreift; zur Verwunderung seiner ihm wesen fremden Umgebung, die sich auf keine Weise das Rätsel der Herkunft des neuen Lebewesens zu erklären weiß.

Im vergangenen Winter las ich die Ankündigung einer solchen Sekte. Flugs machte ich mich auf den Weg, ihr einen Besuch abzustatten. Ich weiß, daß Sekten nur selten dazu kommen, das erste Jahr ihres Entstehens zu überdauern: die Säuglingssterblichkeit ist groß — da gilt es rasch bei der Hand zu sein. Die Notiz wies mich in den hohen Norden Berlins hinauf. So stand ich bald vor einer der tristen Mietskasernen, grau in grau, wie sie sich in den trostlosesten Straßen dort droben schier endlos aneinanderreihen. Ich suchte vergeblich nach einem Schilde, das mir sagen konnte, wohin ich mich zu wenden habe, durchsuchte den ersten Hof, den zweiten Hof und kehrte schließlich wieder an die Haustür

zurück, um in Ruhe und Geduld andere wegfündigere Besucher abzuwarten und mich ihnen dann anzuschließen. Aus dem Erdgeschoß des Hauses tönte wüster Lärm: saftige Tanzweisen von einem jener schauerlichen Symphonions vorgetragen, wie sie heute selbst in den Kneipen des kleinsten Nestes fernab der Heerstraße dem ehrsamem Musikantenstande den Rang abgelaufen haben. Dazu ein Gefreische und Gegröhle aus bierseligen Kehlen.

Es war kalt; ich fror. Ich ging einige Schritte. Vor mir, hinter mir patrouillierten die aufgedonnerten Jüngerinnen der Venus vulgivaga; stille verliebte Pärchen kamen auf mich zu, ein paar johlende Burschen, eine Kette von Schönen, die eben vorher — ich hatte es gesehen — aus dem Tanzlokal herausgeschwenkt waren, offenbar nur, um wenige Augenblicke Luft zu schöpfen. Ich drehe um — die Uhr schlägt — noch sehe ich weit und breit niemand, dem ich einen Besuch in der „Gemeinde Gottes“ zutrauen möchte. Jeder, der mir begegnet, wird scharf unter die Lupe genommen, und wenn ich zu dem Schluß gekommen bin, daß er mit seiner Galgenphysiognomie die für eine Gemeinde Gottes nötige Andacht keinesfalls aufzubringen fähig sei, passe ich gespannt darauf, ob sich meine Diagnose bestätigen, ob er in den Torweg einbiegen oder stolz daran vorbeisichschreiten wird. Natürlich bin ich immer im Recht und habe allen Grund, mich in die Brust zu werfen und als gewiegten Menschenkenner zu fühlen.

Endlich nahen drei Frauen, zögernd, unsicher; sie sind mir schon aufgefallen, wie sie noch weit entfernt waren; jetzt stehen sie an jedem Hause still, starren steil in die Höhe und suchen nach der Nummer, die da prangen muß. Die ist gar nicht so leicht zu finden, zu erkennen, denn die Laternen brennen weidlich trübe. Sie kommen an den Torweg, vor dem ich postiert bin, stellen sich davor auf, ihre Blicke tasten sich an der Wand hinauf, und man sieht, sie haben gefunden, was sie finden wollten. Dann schreitet die eine kühn und energisch voran, den Kopf mit leichtem Ruck nach hinten geworfen, so als ob sie sagen wollte: „Na wir werden sehen. Viel Vertrauen habe ich nicht

zu der Sache, aber es wird sich ja alles weisen.“ Die andern folgen, ich schließe mich an.

Im zweiten Hof stuzten sie: ja wo sollen sie nun hin? Ich trete näher. „Verzeihen Sie, meine Damen, Sie wollen gewiß in die religiöse Versammlung, die hier angekündigt ist; es geht mir wie Ihnen, ich weiß den Weg auch nicht, und es ist hier schwer jemand aufzutreiben, den man danach fragen möchte. Aber erlauben Sie, daß ich die Führung übernehme. Ich glaube, es ist das Sicherste, wenn ich einmal, so unangenehm es auch ist, in die Kneipe einbreche. Dort werden wir's, denk' ich, am schnellsten erfahren.“ Die Damen hatten verschiedentlich genickt und gedankt, und ich war bis zur Kneipentür vorge drungen. Ein Kellner schoß heraus. Ich brachte meine Frage an.

„Ne religiöse Gemeinschaft? Nee, haben wir nich. Und sonst im Hause gibts auch nicht dergleichen. Aber warten Se mal, vor 14 Tagen, da waren sie noch hier. Sie hatten da den Saal von uns gemiet't. Ja, ja, das war so'n Ding, so'ne Gemeinschaft; die waren so an die zwei, dreimal hier.“

„Hier in der Kneipe?“

„Nu, jewiß doch, warum denn nich! Und 'nen ulkigen Namen gaben sie sich; wie war's doch gleich?“

„Die Gemeinde Gottes?“

„Ja, so hieß et.“

„Wissen Sie denn irgend was über die Sache? Ich wäre Ihnen sehr dankbar, ich interessiere mich dafür.“

„Nee, kann nich dienen. Wir haben immer so viel solches Zeug hier.“

„Aber können Sie uns nicht sagen, wo ich die Leute treffen kann, wie sie heißen, ob sie immer noch —“

Der Kellner war verschwunden, um sich im Lokal Antwort auf meine Fragen zu erholen, aber er kam unverrichteter Sache zurück und einen Augenblick später war ich mit meinen Schülern auf dem Heimweg.

Ich wurde examiniert.

„Was hat Sie hierher getrieben?“

„Das Interesse an der Sache.“

„Hm. Gehören Sie einer Gemeinschaft an?“

„Der Landeskirche.“

„Hm, der Landeskirche? Ja, da haben Sie die Wahrheit noch gar nicht gehört?“

„Ja, es kommt wohl darauf an, was Sie Wahrheit nennen.“

„Ich sehe schon, Sie wissen gar nicht, worum es sich handelt. Sind Sie nie bei den Adventisten gewesen?“

Ich mußte lächeln. „Gewiß, mehr als einmal.“

„Und —“ die Damen waren eifrig geworden. Sie sprachen durcheinander —. „Sie glauben doch nicht? Da haben Sie die Wahrheit also gehört und glauben nicht? Ja, so leicht ist das freilich nicht. Forschen Sie! Sehen Sie alles daran! Es ist besser, daß der Leib brenne, denn daß die Seele verloren geht. Ja, warum glauben Sie denn eigentlich nicht? Sie müssen doch einsehen, daß das eigentlich so klar ist, daß das alles gar nicht anders sein kann.“

„So meinen Sie, die Wahrheit kann man einzig und allein bei Ihnen finden?“

„Nun gewiß, wo wollen Sie sie denn finden?“

„Und warum kamen Sie hierher?“

„Um zu prüfen. Um zu sehen, ob wir hier Brüder und Schwestern finden. Aber ringen Sie um die Wahrheit! Sehen Sie alles daran!“

Unsere Wege trennten sich. Fröstelnd fuhr ich durch die Nacht meinem Heim wieder zu. Wie stolz klingt doch der Name „die Gemeinde Gottes“ und wie erbärmlich das Schicksal, das sie schon nach zwei, drei Sitzungen im dunstigen Bierlokal ereilt hatte!

Die Kirche überdauert alle diese Sekten. Sie schreitet von Triumph zu Triumph. Das Los, dem die Sekten gemeinhin verfallen, läßt der stolzen Verachtung, die sie ihnen entgegensetzt, eine eigenartige und unanfechtbare Rechtfertigung zu teil werden. Während ringsum die Altäre, die ihre ungetreuen Kinder errichteten, in sich zusammenstürzen, trotz ihr Tempel allen Stürmen und Unsechtungen der Jahrhunderte und Jahrtausende. Und doch: Ist die Zeit der

Wirksamkeit für die Sekten meist nur eine kurze, immer aber eine beschränkte, so darf man nicht die Fülle der geistigen Bedürfnisse, der diese Altäre ihr Dasein verdanken, und die Fülle geistigen Lebens, die sich in den auf ihnen dargebrachten Opfern dokumentiert, mißachten und unterschätzen.

Dem an Aufrichtigkeit gewöhnten Menschen ist ein unausrottbarer Abscheu gegen alle Lauheit und Halbheit eingepflanzt. Warm oder kalt, beides läßt er gelten, Liebende will er sehen oder Hassende, aber solche, die sich zu keinem von beiden ganz entschließen können, die nicht wissen, ob sie sich nach rechts oder links schlagen sollen, die sind seinem Fühlen ein Greuel. Daß unsere Kirchen vielfach in erschreckendem Maße das Symptom der Halbheit aufweisen, weiß ein jeder, es ist zu aller Zeit so gewesen. In den großen Gemeinden der Kirche muß mehr oder weniger stets jedes persönliche Moment in den Hintergrund rücken oder ganz in Wegfall kommen. Der Begriff der Gemeinde, der vielleicht für unsere religiösen Gefühle als der wichtigste zu bezeichnen ist, muß in einer nach vielen Tausenden zählenden Parochie nahezu illusorisch werden. Man kennt sich nicht, man steht in keinerlei Beziehung zueinander und von Gemeinschaft kann demnach keine Rede sein. Der Geistliche predigt einer bunt zusammengewürfelten Schar, er ist nur zu oft darauf angewiesen, allgemeinste Worte zu machen, allgemeinste Phrasen zu dreheln. Die Sekten haben von jeher den Begriff der Gemeinschaft hochgehalten. Sie haben etwas, sei es nun im Dogma oder im Kult, das sie von der großen Menge der Christen unterscheidet, und das führt sie dazu, sich einander innig nahe, sich einander verbunden zu fühlen. Das geistliche Ideal der Brüderlichkeit, der Nächstenliebe ist oft gerade in diesen von der Kirche Christi geschmähten Gemeinschaften zu verhältnismäßig lauterer und reiner Ausprägung gelangt.

Lau sind die Sektierer nicht, heiß sind sie. Sektierer sind immer Fanatiker. Das kommt vielleicht von der Kampfstellung, die sie notgedrungen einnehmen. Die Kirche betrachtet sie als ihre Feinde. Schon der Name, den sie ihnen gibt, soll ihnen ein Schimpfname sein. Wenn der Geistliche das Wort

„Sekte“ ausspricht, so gehört es dazu, daß es ihm verächtlich um die Mundwinkel zußt. Schädlinge sind ihm die Sektierer, sie untergraben die Autorität der Kirche, und wenn sie auch vielfach ein reiches geistliches und geistiges Leben an Bord führen, so kann das diese Sünde noch lange nicht aufwiegen. Der Kirchenhistoriker käme an kein Ende, wollte er alle die Fälle aufzählen, in denen sektiererische Bestrebungen heilbringend und segensvoll auf die Kirche zurückgewirkt haben, in denen sektiererischer Eifer die erlahmten und erschlafften Kräfte der Kirche zum neuen mutigen Werke ausgerüttelt haben. Aber so etwas darf nicht öffentlich anerkannt werden.

Ich glaube, daß sehr oft ganz allein die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen als sektengründender Faktor in Aktion tritt; das heißt, daß die Abweichungen in Lehre und Gottesdienst nur als sekundäre Momente verstanden und gewürdigt werden dürfen. Ein Beweis für diese Behauptung ließe sich in der Beobachtung erbringen, daß die positiven Elemente in der Regel erst in den späteren Entwicklungs-epochen der Sekten zu ihrem vollen Recht und ihrer vollen Ausbildung gelangen. Bei der Gründung überwiegt stets das Negative. Man wehrt sich gegen die bestehenden Zustände. Man braucht ein Neues, da das Alte seinen Dienst nicht mehr tut.

Von hier aus ließen sich vielleicht weitere Perspektiven gewinnen. An und für sich gehört die Entstehung mancher Sekten zu den rätselhaftesten Vorgängen. Man steht zunächst absolut ratlos der Frage gegenüber, wie die Gedanken, zu denen sich die Anhänger der oder jener Gemeinschaft bekennen, in dem Kopf eines Menschen aufwachsen und so sichere greifbare Gestalt gewinnen konnten, daß er den Mut fand, von ihnen Leben und Seligkeit abhängig zu machen. Es gibt keine Lösung für diese Frage, solange man annimmt, daß die sektiererischen Ansichten selbst unmittelbarer Anlaß zu der Sezession aus der Kirche wurden. Wohl aber klären sich die Dinge, wenn man die Unzufriedenheit als diesen Anlaß anspricht und sich zu dem einfachen Schluß versteht, daß die

Unzufriedenen, wollten sie den Grund ihrer Unzufriedenheit beseitigen und ein Besseres zu Wege bringen, nun eben zunächst auch ein Neues aufrichten mußten, also ein Werk zu schaffen genötigt waren, das sich in wesentlichen Punkten von dem, das sie im Stich ließen, unterschiede, und auf eigener originell-ersonnener Basis ruhte. Wie der Philologe bei der Erklärung eines Textes nur zu oft den Hauptnachdruck darauf legt, daß seine Deutung neu, noch nie dagewesen genannt werden müsse, so auch der Sektierer. Das Neue nimmt für ihn erst Gestalt an unter dem Drucke der Verhältnisse, die es ihm eben als wichtig, ja sogar als unumgänglich notwendig an die Hand geben, eine solche Spezialität aus der Erde zu stampfen.

Nun will ich natürlich die Sektierer damit nicht in Vausch und Bogen der Unehrlichkeit und Unredlichkeit bezichtigen. Es ist ganz natürlich, daß es sich hier, zumeist wenigstens, um unbewußte und gänzlich unwillkürliche Vorgänge handelt. Wer sucht und forscht, der findet das, wonach er trachtet. Die heilige Schrift ist an ungedeuteten und nicht zu deutenden Bildern und Weissagungen so reich, daß bisher noch jede Sekte auf ihre Rechnung gekommen ist. An irgend eines der Rätselworte schließt man sich an. Die Kirche umgeht die bestimmte Erklärung dunkler Prophezeiungen, wer aber mit dem Gedanken schwanger geht, sich von ihr loszusagen, der sucht sie auf. Fast jede der mir bekannten Sekten knüpft an solche Prophezeiungen an. Ueberblickt man einmal die Reihe der Sektengründungen seit Beginn der christlichen Zeitrechnung, so kommt man zu dem Schluß, daß die Mehrzahl aller religiösen Sonder-Gemeinschaften auf chiliaistischem Grunde, d. h. also auf der Lehre vom tausendjährigen Reich beruht. Aber auch die nicht-chiliaistischen Sekten gehen mit Vorliebe von Worten der Weissagung aus. Die Offenbarung Johannis und das Buch des Propheten Daniel sind die gewichtigsten Kapitel für den Sektierer.

Daß nur zu oft Gewaltthaten bei den Deutungen unterlaufen, ist selbstverständlich. Eine kleine Broschüre der vor anderthalb Jahrzehnten noch in Berlin existierenden, aber

wohl auch damals schon in weitesten Kreisen unbekannten „Apostolisch-Christlichen Gemeinde“ liegt mir vor. Es ist interessant zu konstatieren, wie sich im Licht dieser Sekte die Kirchengeschichte ausnimmt. Die wahre Gemeinde Gottes zweigte sich, nach der Lehre der apostolisch-Christlichen Brüder, im Jahre 251 nach Christi Geburt unter Novatian von Karthago von der Hauptkirche ab. Nun haben sich aber die Novatianer an und für sich in ganz und gar nichts von ihren Mitchristen unterschieden, es sei denn in der strengeren Behandlung der sogenannten Lapsi (Gefallene, Rückfällige). Novatian ließ sich einfach von seinem Anhange als Gegen-Bischof zu Cornelius, seinem glücklicheren Rivalen, aufstellen; es handelte sich um einen rein persönlichen Streit, der eben zu dieser dauerlichen Spaltung der Kirche führte. Uebrigens war sie im 5. Jahrhundert wieder gänzlich ausgeglichen. Mitte des 5. Jahrhunderts werden die letzten Novatianischen Gemeinden erwähnt. Doch das paßt der apostolisch-Christlichen Gemeinde nicht in ihre Hypothese. Nach der Weissagung sollten diese „Abgeschiedenen“ 1260 Jahre in ihrer Absonderung verbleiben und dann gänzlich vernichtet werden. Also sind, so sagen die Apostolisch-Christlichen, die Novatianer im Jahre 1511 dem Untergang anheim gefallen. Eine höchst verwunderliche Fälschung! Eben so willkürlich ist ihre Angabe, daß im Jahre 1680 die Auferstehung der Gemeinde Gottes begann. Worauf mit der Jahreszahl abgespielt wird, ist mir nicht recht verständlich, vielleicht auf die Gründung der pietistischen Zirkel, die ja etwa in dieser Epoche erfolgte. 1863 war dann — ich zitiere wörtlich: „die Stunde gekommen, wo des Menschen Sohn wieder in einem Gemeindewesen offenbar werden sollte, das geistliche Israel unter einem geistlichen Josua in Kanaan einzog.“ Dieser geistliche Josua ist natürlich der Gründer der apostolisch-Christlichen Sekte, J. Stangnowsky. Von ihm handelt so gut wie jedes Wort aus den Propheten, das irgend eine gewaltige, herrliche Prophezeiung in sich schließt. Unglücklicherweise entstanden in den achtziger Jahren Differenzen zwischen der Gemeinde und ihrem Leiter. Da entdeckte man schnell diverse Stellen, die von dem Fall

dieses geistlichen Josua zu berichten wußten. So spricht die Bibel von einem Aufsteigen der Gläubigen in den Himmel, das in einer Wolke erfolgen soll. Nun wird folgendermaßen kalkuliert: „Wie kann dies anders in natürlicher Weise geschehen, als daß erst die Wolke vom Himmel herabkommt, sich auf die auf der Erde Befindlichen legt und nun das Mittel ist, in den geistlichen Himmel zu steigen. Bleiben wir noch einen Augenblick bei diesem natürlichen Bilde stehen und suchen wir zu erkennen, was eine Wolke namentlich in diesem Bilde zu bedeuten hat. Denn bedenken wir, daß über diesem natürlich zu verstehenden neuen Jerusalem die Sonne (welche die Herrlichkeit des Herrn ist), aufgestiegen ist, und keine Nacht mehr da sein wird, so werden wir das Erscheinen einer Wolke als etwas ganz Sonderbares ansehen müssen; denn wozu hier in dieser herrlichen Stadt eine Wolke, die ja doch den schönen Himmel bedeckt und auch die Sonne verdunkelt und nun beim Herabsteigen auf die untenstehenden zwei Zeugen alles finster und furchtbar macht! Ja, wenn wir uns im kindlichen Sinne die Erscheinung in natürlicher Weise so denken, müssen wir sagen, daß eine Wolke jedenfalls ein häßlicher Fleck in dieser herrlichen, ewig jungen und schönen unter blauem Himmelsdome liegenden Stadt ist.“ Die Wolke, die vom Himmel kommt, zugleich aber ein häßlicher Fleck ist, ist natürlich Stagnowsky, der in Sünden geratene Begründer der apostolisch-christlichen Gemeinde. Man sieht, es gibt nichts unter dieser Sonne, was sich nicht irgend wie auf eine Weissagung zurückführen ließe; und wenn die Schwierigkeiten auch noch so groß sind, der Bien muß.

Der Sektierer ist ein stolzer Mann. Er fühlt sich als ein Auserwählter, ein herrlich Begnadeter. Ihm sind die Augen geöffnet über Dinge, die dem Verständnis der andern mit sieben Siegeln verschlossen bleiben. Er geht nun wie im Rausche dahin, selig trunken ob der himmlischen Schätze, die ihm anvertraut sind. Es ist nur ein Schritt von solch prononciertem Selbstbewußtsein zu maßlosem Größenwahn, und — er wird oft genug getan. Gerade von solchen, die bisher unter der Qual des trostlosen Alltags zu seufzen und zu stöhnen

hatten. Hier winkt ihnen Rettung und Erlösung. Hier dürfen sie sich einmal als Herren anstatt wie bisher als Knechte und Sklaven fühlen. Hier spielen sie einmal die Rolle der Fürsten und Gewaltigen; es ist, wie das Bibelwort sagt: die letzten sind die ersten geworden. Und sie genießen den Rausch, genießen ihn mit aller Energie, die ihnen zur Verfügung steht. Sie steigern ihn, soweit er sich irgend steigern läßt.

Vom Fanatismus der Sektierer noch ein Wort! Der Sektierer paktiert nicht. Gleichviel wohin er kommt, zu wem er kommt, er verlangt den absoluten Glauben, an das, was er für Recht erkannt hat. *Nulla salus nisi in ecclesia*. Ohne Bedenken wendet jeder Sektierer das Wort auf die Gemeinschaft an, der er selbst zugehört. Er fühlt sich als Prediger der einzigen und unanfechtbaren Wahrheit. Gerade je verstiegener die Lehren einer Sekte sind, um so fanatischer hält sie daran fest. Prüfet alles und das Beste behaltet, so sprach der Apostel Paulus, die Sekten aber halten solche Prüfung für Lästerung, sie verlangen den unbedingten, den blinden Glauben. Zunächst von ihren Gliedern. Ein Jünger der Adventisten verkündete mir einmal in glühenden Worten eine der für seine Gemeinschaft bindenden Prophezeiungen; wenn man die Zahl der geweissagten Jahre von dem und dem Termin an rechne, so komme man ja ohne weiteres zu dem von den Adventisten behaupteten Ergebnis. Ich warf die Frage ein, mit welchem Recht er denn das mir namhaft gemachte Jahr als Anfangstermin für die Weissagung ansehe. Darauf hatte er keine Antwort, er war einfach dahin belehrt worden, daß man von da an zu rechnen habe, und er hatte das kindlich und einfältig geglaubt, ohne sich um Gründe und Beweise zu kümmern.

Wahrheit! Man erinnert sich vielleicht des großen Gemäldes „Um die Wahrheit“ von Sascha Schneider, das jüngst in Berlin ausgestellt war. Die Idee, die ihm zu Grunde liegt, ist gewaltig. Droben thront die Wahrheit, unnahbar, ein erzenes Idol; Wolken ziehen darüber. Die Vertreter der Menschheit kommen ihr zu opfern. Griechen und Perser, Neger, Juden und Christen, noch andere Vertreter

aller Nationen und Bekenntnisse, auch Zarathustra kommt, und in jedes Blick und Gebahren steht die unauslöschliche Gewißheit geschrieben, die Wahrheit als seine Herrin und Göttin betrachten zu dürfen. Jeder fühlt sich ihr der Nächste. Eine Szene des Werkes zeigt den Kampf, den Kampf der Wahrheitsjünger. Die Schläge wuchten und die Augen blitzen. Um die Wahrheit — Wahrheit gegen Wahrheit. Und man denke an des Pilatus Frage: „Was ist Wahrheit?“ Unnahbar thront die Göttin, aber wer näher zusieht, erblickt in der Wolke, die sie umgibt, einen Kranz menschlicher Gesichter. Sind das die Wissenden? Wie sind sie wissend geworden? Durch den Tod? Oh, über diese Fragen! Man lese auch Lessings Fabel von den drei Ringen nach.

Können Menschen den Sektierer in seiner Meinung nicht irre machen, so gelingt es doch zuweilen dem Schicksal, dies zu tun. Der Lauf der irdischen Dinge hat schon mehr als einmal den Glauben sektiererischer Kreise als Aberglauben, als eiteln Lug und Trug entlarvt. Ich habe da furchtbare Kapitel zu streifen. Die chiliastischen Sekten überbieten einander in mehr oder weniger bestimmten und direkten Prophezeiungen des Weltendes. Ich glaube, ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß fast jedes Jahr solch eine Prophezeiung fällig ist. Fast jedes Jahr steht eine Schaar gläubiger, allzu leichtgläubiger sektiererischer Fanatiker vor dem Bankerott ihres geistigen und innern Lebens. Tragödien erschütterndster Art spielen sich dann ab. Denn ich sagte schon, auf Halbheiten läßt sich der Sektierer nicht ein. In seinen Glauben schleicht sich auch nicht der Schatten eines Zweifels ein, er lebt und stirbt mit seiner Ueberzeugung. Hat er erkannt, daß nach der Weissagung die Welt in dem und dem Jahre zugrunde gehen muß, nun, so weiß er auch, daß das so und nicht anders erfolgen wird. Denn die Wahrheit bleibt in Ewigkeit bestehen. Im Jahre 1844 gaben die Adventisten in Amerika all ihr Hab und Gut auf die Straße, warfen es mit Abscheu von sich, nichts sollte sie mehr an diese Erde binden und von ihrer seligen Hoffnung trennen. Für den 22. Oktober war die Katastrophe angesagt. Sie versammelten sich in ihren Ver-

sammlungshäusern, um gemeinsam den Anbruch des neuen großen Tages zu erleben. Aber es ereignete sich nichts. In furchtbarste Not sahen sie sich hineingetrieben, sahen sich ihres Glaubens, ihrer Hoffnung beraubt, den peinigendsten Sorgen um das tägliche Leben preisgegeben, um ihres Glaubens willen. Märtyrer oder Narren? Wohl! das eine wie das andre. Man wird solche Berichte nicht ohne tiefe seelische Bewegung lesen können. 1875 wiederholten sich die Szenen in Chicago und sie sind seitdem, wenn sie sich auch nicht immer in gleich krassen Formen abspielen, nicht mehr von der Tagesordnung verschwunden. In einer Broschüre vom Jahre 1889 finde ich den Satz: „Der ganze Lebensgang der Christengemeinde von des Heilands erstem Auftreten bis zu seinem persönlichen Kommen im Jahre 1896 ist dem Leben des Herrn genau nachgebildet.“ Mit solcher Selbstverständlichkeit wird von diesem Jahre 1896 gesprochen; es ist die einzige Bemerkung, mit der das Ereignis in der Broschüre gestreift wird. Was muß es doch für ihren Verfasser für ein schweres niederschmetterndes Jahr gewesen sein! Solche Erfahrungen treiben zur Verzweiflung, zum Wahnsinn oder aber zu Gleichgültigkeit, vielleicht zu Unehrlichkeit.

Ist die Auslegung der Sektierer kleinlich und lächerlich zu nennen, so bezieht sie sich auch zuweilen auf recht kleinliche und lächerliche Dinge. Das Sektierertum verfällt leicht in einen bedauerlichen Formalismus. Es ist dies sofort klar, wenn ich sage, daß ganz allgemein gehaltene Bilder und Allegorien mit Vorliebe Wort für Wort und Punkt für Punkt von dem Sektierer gedeutet werden. Gerade hier findet er unbebautes Feld und er läßt es sich nicht streitig machen. So kommen die Sekten zu ihren äußerlichen Spezialitäten, die für den Außenstehenden leicht etwas herzlich Komisches haben.

Daß einzelne Sekten nicht schwören, das vegetarische Leben predigen, die Sonntagsheiligung eine Sabbathschändung nennen, sind nur zahme Beispiele dafür. Sonderbarer wirkt es schon, wenn ein Sektengründer den Frauen nur bedeckten Hauptes zu beten gestattet. Sie sitzen unbedeckten Hauptes in der Versammlung so lange Reden gehalten oder Dankeslieder

gesungen werden; sobald aber ein Gebet im Anzuge ist, stülpen sie sich schleunigst ihre Kopftücher über. Und von einem Herrn, mit dem ich auf der Eisenbahn Bekanntschaft schloß, hörte ich folgende hübsche Geschichte: Ein Berliner Friseur, den er aufsuchte, erzählte ihm, daß soeben ein merkwürdiger Besuch bei ihm gewesen sei: eine Schaar von Männern, die ihm pro Kopf eine Mark fürs Rasieren geboten hätten, die er dafür aber auch anstatt mit dem Messer mit der Scheere habe bearbeiten müssen. Es wäre das so eine Art sektiererischer Gemeinschaft gewesen. Der Leser wird sich mit mir der Bibelstelle erinnern, die einem Heiligen Gottes verbietet, sich ein Scheermesser über sein Haupt gehen zu lassen.¹⁾

All das Gesagte mag in Kreisen, welche nie Gelegenheit hatten, diesen Erscheinungen persönlich näher zu treten, Verwunderung und Kopfschütteln erregen. Daß einzelne Männer zu solch extremen Vorstellungen und Anschauungen gelangen können, wird man schließlich zugeben; aber man wird es für unmöglich halten, daß ein solcher Sektierer nun auch gleich seine Gemeinde findet, die mit ihm bekennt und mit ihm glaubt. Diese ertiftelten Systeme, die oft so spitzfindigen Spekulationen traut man wohl einem zu geistigen Erzeß neigenden Individuum zu, nicht aber einer Gemeinschaft, einer immerhin doch bunt zusammengewürfelten Masse. Wie kommt es, daß der Sektierer Glauben und Anhang findet? Die Frage fordert eine strikte Antwort. Wer das Leben mit offenem Sinn betrachtet, kann beobachten, daß nicht nur körperliche sondern auch psychische Erscheinungen und Zustände ansteckend wirken können. Vielleicht beruht im Grunde das, was wir Familiengefühl, Lokalpatriotismus, Nationalgefühl nennen, in allererster Linie eben auf dem Vorgang einer solchen geistigen Ansteckung. Täglich stecken wir an und werden angesteckt. Und die Ansteckung gelingt um so leichter, je überlegener die Persönlichkeit des Ansteckenden,

¹⁾ Bekanntlich gibt es auch fromme Juden, die aus religiösen Gründen auf den Gebrauch des Rasirmessers verzichten und sich ihre Barthaare mittels feiner Pincetten einzeln auszureißen pflegen.

je schwächer und nichtsagender die des Anzusteckenden ist. Das heißt, je weniger direkter Widerstand der Ansteckung entgegengesetzt wird. Ich glaube, daß gerade auf religiösem Gebiete eine Ansteckung noch weit mehr in Frage kommt, als etwa auf künstlerischem, wissenschaftlichem, selbst sittlichem Felde, und zwar einfach aus dem Grunde, weil die Religion ohne dies mit Phantonen zu rechnen hat, die einer exakten Prüfung, einer verstandesmäßigen Beobachtung von vornherein widerstreben. So oder so, unkontrollierbar bleibt uns der Glaube, und es bedarf keiner besondern Erklärung, daß, wenn der Verstand nicht Wache hält, eine Täuschung, eine Ueberumpelung weit leichter zu bewerkstelligen ist, als im entgegengesetzten Falle.

Die Sekten rekrutieren sich zum größten Teil aus Leuten, die wir nur im beschränktesten Maße als urteilsfähig, überhaupt als selbständig Denkende gelten lassen können. Das Gros ihrer Anhänger ist nicht durch Ueberzeugung sondern durch Ansteckung gewonnen, und ich stehe nicht an, zuzugeben, daß die Pathologie bei diesen Erscheinungen ein ganz gewichtiges Wörtlein mitzureden hat. J. f. C. Hecker sagt in der Einleitung zu seiner Geschichte der Volkskrankheiten des Mittelalters: „Von allen Gemütsbewegungen wirken ganz offenbar die religiösen am meisten auf die Volksmassen; sie sind es daher vor allem, welche die Pathologie mit einer großen Menge höchst verschiedenartiger, unheimlicher, oft wunderbarer und schwer begreiflicher, deshalb auch selten oder fast nie verstandener Formen von Nervenkrankheiten versehen haben, und zwar bei Völkern der verschiedensten Bekenntnisse, von der antiken Götterlehre an bis auf die neusten christlichen Sekten.“ Und er gibt uns damit Gesichtspunkte, die wir für unser Thema, wollen wir es nicht einseitig beleuchten, durchaus im Auge behalten müssen.

Die Totenbeschwörer

Ich taufe sie Totenbeschwörer, weil sie allein es unter allen christlichen Sekten fertig gebracht haben, selbst den Toten ihre Ruhe zu mißgönnen. Doch davon später! Sie selbst geben sich natürlich friedsamere Namen; sie fühlen sich als die Glieder der „apostolischen Gemeinde“, als apostolische Brüder. Diese Bezeichnung führt allzusehr irre; sie ist so unschuldig, klingt so überaus harmlos. „Apostolische Gemeinde“, darunter denkt man sich ein Abbild jener ersten christlichen Kirche, die den Gläubigen zu allen Zeiten als leuchtendes, nachahmungswertes Beispiel vor Augen gestanden hat. Eine apostolische Gemeinde in unsrer so ganz und gar unapostolischen, unsrer in mehr als einer Beziehung so verflachten, veräußerlichten Zeit, das hätte den Reiz einer wunderbar lieblichen Idylle. Aber hier hat es ihn ganz und gar nicht. Nur der oberflächlichste Beobachter findet die Vermutung, die die so schlichte und doch so anmaßende Etikette in ihm hervorgerufen, beim Besuch der Sekte gerechtfertigt.

Einfach gehts freilich bei den Apostolischen her. Sie tägen zumeist in winkligen Hintergebäuden. Schmutzige Höfe muß man durchschreiten, steile Stiegen hinaufklettern, ehe man an die Pforte ihrer Versammlungsräume gelangt. Neugierig öffnet man und sieht sich in einem freudlosen, weißgetünchten Raum in dem augenscheinlich früher Fabrikarbeiter ihre schwere Tagespflicht erfüllten. Fabriksäle könnte man mit kostbaren Persern belegen, ihre Wände mit den farbenprächtigsten Draperien ausschlagen, sie werden sich nie verleugnen, sie bleiben immer was sie sind; und bei den Apostolischen fehlen natürlich Perser und Draperien. Alles kahl, kalt und tot! Und die symbolischen Bilder, die hier und da angebracht sind, verstärken nur noch diesen strengen starren Eindruck. An dem der Tür entgegengesetzten Ende erblickt man den Predigtstuhl, eine Decke darübergebreitet. Ein Glas Wasser für den Redner steht darauf. Es scheint, daß das nie fehlen darf. Um den

Tisch herum ist eine Anzahl Stühle gestellt, auf denen bei den größern Gottesdiensten die etwa anwesenden Apostel, Bischöfe, Hirten und Diakonen Platz nehmen. Einmal entdeckte ich auch ein Harmonium neben dem Predigtstuhl und eine alte Frau tippte darauf mit einem Finger die Melodien hübsch vor. Im übrigen ist der Raum ganz mit den Bänken für die Zuhörer besetzt.

Ein Diakon empfängt uns am Eingang, drückt uns ein Gesangbuch in die Hand und wir plazieren uns mitten hinein in die Reihen der apostolischen Brüder und Schwestern. Das sind alles kleine Leute, man sieht es ihnen an, sie haben hart um ihre Existenz zu ringen. Schwere Sorgen stehen den meisten auf der Stirn geschrieben. Ich glaube gerade ihre Sorgen haben sie hierher getrieben. Gewiß hätten sie der „apostolischen Lehre“ mehr Widerstand entgegensetzen können, wenn sie nicht so unter der grausamen Fuchtel des Alltags zu seufzen hätten, gewiß würden sie ihre innere Freiheit nicht verkauft haben, wenn sie es vermocht hätten, ihre äußere wirksamer, mit größerem Erfolge zu behaupten. Ein Mädchen an meiner Seite fällt mir auf. Ich sehe, daß sie im Gebrauch ihrer Glieder stark gehindert ist, sie muß gelähmt sein. In ihr Gesicht haben sich scharfe Linien eingezeichnet, die von furchtbaren Schmerzen und schweren Entbehrungen Zeugnis ablegen. Wie ich später hörte, hat das arme Geschöpf zudem noch verkrüppelte Füße. Sie steht in den besten Jahren, aber das Leben wird ihr seine lieblichsten und köstlichsten Gaben vorenthalten. Was hat sie noch zu erwarten? Es bedarf nicht großer Menschenkenntnis, um sie als religiöse Fanatikerin zu erkennen; ich warte darauf, daß sie als solche in Aktion tritt. Dann andre Typen! Ein langer, hagerer Mann, etwa 40 Jahre mag er zählen; den Kopf trägt er gebeugt, als ginge er unter einem schweren Joch; das Gesicht könnte beinahe bedeutend sein, doch sind die Augen wie erloschen. Man weiß: dieser Mensch hat seinen Willen verloren. Durch irgend einen schweren Schicksalschlag ist er zur Marionette geworden. Und nun hat er, fast eßlig anzuschauen, die salbungstriefende Frömmigkeit der „Brüder“ angenommen,

fromm ist sein Gang, fromm seine Bewegungen, fromm jedenfalls auch jedes Wort, das er spricht, nur vielleicht die Gedanken nicht. Daneben ein paar alte Mütterchen, die in ihrer Einfalt fest überzeugt zu sein scheinen, nun, erst hier, an diesem Ort, in der apostolischen Gemeinde die Perle des Lebens gefunden zu haben. Ihre kindliche Freude tut mir wohl.

Man erhebt sich. Gemeindegesang setzt ein: nicht übertrieben charakteristisch, aber ganz annehmbar in Text und Melodie.¹⁾ Drauf ein Gebet, so verworren, daß man am Ende noch nicht weiß, wovon am Anfang die Rede war. Man würde lachen, wenn nicht ringsum alles so ernst bliebe. Uebrigens hat man keine Zeit dazu. Denn kaum daß man sich von den Knien erhoben, setzen auch schon die Weissagungen ein. Die unglückliche Gelähmte macht den Anfang. Sie hat eine sonore Stimme, um die sie manche Schauspielerinnen beneiden könnte. Eine unendliche Ruhe liegt über ihr, während sie spricht; man sieht, diese Ruhe ist nicht erkünstelt, ihre Worte kommen ihr aus dem Herzen. Und doch sind diese Worte Phrasen schlimmster Art. Ich zitiere aus der Erinnerung: „Oh, du mein Volk, siehe ich will dich segnen mit meinem Worte und mit meiner Gnade; deine Wege gehen durch die Wüste hindurch, durch öde Gefilde, da keine Wasser quellen und keine Blumen sprießen, aber ich will mit dir sein, ich will dich segnen durch den Mund meines Apostels und will dir eine goldene Krone reichen, daß du herrlich dastehst vor den Völkern der Erde und eingestest in den ewigen Frieden. Nun aber, mein Volk, halte fest! Tue deine Ohren auf und höre meine Stimme, und wenn in den Kreisen, in denen du dich bewegst, etwas ist, das mir nicht heilig ist, so wirf es fort, laß dich nicht abwenden von dem Ziel, das ich dir in meinem Apostel gesetzt habe, dir zum Segen und zur Ehre.“ Eine zweite

¹⁾ Man kann es damit auch anders treffen. Einige Textproben folgen an anderer Stelle. Die Melodien hat man sich aufgelesen, wo man sie gerade fand; selbst die Vertonung unsrer Nationalhymne dient bei den Apostolischen kirchlichen Zwecken.

Stimme setzt ein, ziemlich tief, aber schon mit jenen kreischenden Knarr- und Schnarrtönen, die furchtbares voraussehen lassen. Sie klettert immer mehr in die Höhe, wird immer lauter, immer eindringlicher, immer spitzer, bis sie in jeder dieser Beziehungen den Rekord erreicht hat. Dann kippt sie regulär über, man hört nur noch ein unverständliches Quietschen und Fallen und sieht wie der Leib der Prophetin sich in furchtbaren Zuckungen zusammenkrampft. Mitunter läßt es diese aber dabei nicht bewenden: noch einmal versucht sie aus der Tiefe zu rufen, und der Vorgang, den ich eben geschildert, wiederholt sich dann Zug für Zug bis zu seiner sensationellen Schlusspointe. Zwei oder drei gottbegeisterte Seelen passen ungeduldig darauf, daß der Endeffekt eintreten möchte. Prompt setzen sie dann ihrerseits ein. Jeder versucht den andern totzuschreien, und erst nachdem sie dies Spiel ein Weilchen fortgetrieben haben, ergibt sich einer als besiegt, und entschließt sich dazu, den Mund zu halten. Es kommt wohl auch vor, daß die Sache nicht nur dem Fremden, der solchen Treibens ungewohnt ist, zu viel wird, sondern daß sie selbst den Versammlungsleiter verdrießt; er gebietet dann Halt und willig beugt sich der Geist seinem Wort. Der Ärmste, der Versammlungsleiter, will ja auch sprechen, und er tut es nun, nachdem die Stimmen der Weissagung verstummt, mit einer Gründlichkeit und Unermüdlichkeit, die einer besseren Sache würdig wäre. Es ist Grundsatz der apostolischen Gemeinde, alle heiligen Handlungen nur unter direkter Einwirkung des Geistes vorzunehmen. So bereitet sich der Redner auch absolut nicht auf seine Rede vor, sondern stellt sich einfach vor seine Zuhörer hin, und spricht, was ihm gerade durch den Sinn fährt. Ein geistig regsamer Mensch, der zugleich über rhetorische Begabung verfügt, mag sich ja an solchen Experimenten versuchen; aber die Redner der apostolischen Gemeinde, die Hirten, Bischöfe und Apostel, sind solche Leute nicht. Sie entstammen demselben Milieu wie ihre Zuhörer; tagsüber schnütern sie oder flickschneiden sie, kutschieren oder schlachten Schweine; man kann es ihnen also nicht verargen, wenn sie am Abend nicht allzu viel

Weisheit vorzubringen haben. Schlimm ist nur die Annahme, mit der sie auf jede Vorbereitung zu rednerischer Wirksamkeit verzichten, und der Wahn, daß sich der heilige Geist selbst bemühen werde, ihr geringes Kupfer zu Gold zu prägen, ihre Schwachheit zum Gefäß seiner Kraft zu erheben. Es ist jammervoll, welch verworrenen Unsinn man da zu hören bekommt. Kaum ein Satz, der Hand und Fuß hat. Natürlich wird tüchtig geschimpft auf die gottlose Kirche, auf Spötter, Skeptiker, auf die studierten Prediger, überhaupt die studierten Leute. Ich hörte eine Predigt, die immer wieder in die Mahnung verfiel, sich vor der Philosophie zu hüten. Es war augenscheinlich damit die Theologie gemeint, aber das verschlug weiter nichts. Die Philosophie wurde den Hörern geradezu als der Inbegriff des Satanischen vor Augen geführt; ich bin sicher, meine Nachbarn hatten keine Ahnung, was sie unter Philosophie verstehen sollten, aber sie waren sich einig darüber, daß die Philosophen die geborenen Teufelsbraten wären und unzweifelhaft einst weidlich in der Hölle zu schwitzen hätten. Dann ging die Rede allmählich in Lobgesang für die „durchgefallenen Prediger“ über. „Was haben denn die da, die Priester da draußen, was haben die voraus? Da werden sie gefragt nach der Philosophie, und dann wollen sie Priester sein? Ist das das Rechte? Und was haben wir für treffliche durchgefallene Prediger!“ Und nun kam ein furchtbares Gefohle, aus dem ich mich, und stünde mein Leben auf dem Spiel, bis ans Ende der Tage nicht herausfinden könnte.

Der Kern der Predigt aber bleibt das Apostelamt. Hier muß ich die Geschichte der „apostolischen Gemeinde“ streifen. In den sechziger Jahren entstand in der Sekte der katholisch-apostolischen Gemeinde (Irvingianer)¹⁾ eine Spaltung. Einige der Apostel waren bereits entschlafen, und es tauchte die bange Frage auf, was werden solle, wenn auch die andern ihnen gefolgt und zur Ruhe getragen wären. Die Mehrheit in der Gemeinde war ja des Glaubens, daß dieser Fall nicht

¹⁾ Die Irvingianer, die den Lesern einigermaßen bekannt sein dürften, besitzen in Berlin eine Kirche und 4 kleinere Kapellen.

eintreten könne, war des Glaubens, daß der Herr in nächster Zeit, bald, ganz bald kommen müsse. Aber es gab eine Minderheit und die verlangte nach der Berufung neuer Apostel. Heinrich Geyer gab als Prophet dieser Meinung entschiedenen Ausdruck. Seine „Berufungen“ wurden nicht anerkannt, eine Weissagung, die sich gegen die seltsame Entrückungstheorie der Irvingianer richtete, als Ketzerei verdammt. Geyer, und mit ihm der Hamburger „Engel“ (= Bischof) Schwarz, wurden ausgeschlossen, und da beide über eine große Zahl von Anhängern verfügten, gründeten sie in Hamburg gemeinsam eine neue, von den alten Irvingianern unabhängige Kirche. Auch in Berlin fand sich ein Häuflein Geyerianer zusammen, die in der Marsiliusstraße ihre Andachten abhielten. Dieser ersten Separation folgte jedoch bald eine zweite. Schwarz überwarf sich mit Geyer. Inmitten eines Gottesdienstes am 4. August 1878 kam es zu einer offenen Revolte. Der Bericht eines Augenzeugen schildert die Szene dahin, daß Geyers Anhänger, sobald der Streit entfacht war, ihre Gewänder nahmen, die ganze Kirchen- und Altareinrichtung zurückließen, und sich von dem unheiligen Ort ohne auch nur ein Wort zu sagen, entfernten, um nie wieder zurückzukehren, während „jene Wüteriche“ ihnen Schimpfworte nachriefen. Die Schwarzsche Richtung, die also äußerlich wenigstens als Sieger aus dem Kampf hervorging, ist identisch mit unseren apostolischen Brüdern. Die Geyerianer nennen ihre Gemeinde die „allgemeine christliche apostolische Mission“. In Berlin sind die Geyerianer ziemlich allmählich zu den Schwarzianern übergeschwenkt. Diese beriefen nun Schlag auf Schlag ihre Apostel. Sie blieben dabei nicht einmal bei der Zwölfzahl stehen, ich glaube sie haben heute siebenzehn oder achtzehn Apostel. Als ich den Geistlichen der Berliner Gemeinde nach der genauen Zahl fragte, antwortete er achselzuckend: „Ja, wenn ich das wüßte, das kann man sich nicht so genau merken.“ Nichtsdestoweniger sind die Apostel der apostolischen Brüder Ein und Alles. Es macht die Apostolischen keineswegs irre, daß sie die alt-irvingianischen Apostel schnöde im Stich gelassen haben, daß sie auch nach

den von Geyer ernannten Aposteln nicht im geringsten fragen (die Geyersche Richtung war sparsamer in der Apostelsalbung, soviel ich erfahren konnte, ist in der „apostolischen Mission“ die Zwölfzahl noch bei weitem nicht erreicht). Ihr Glaube an das Apostelamt als solches ist dadurch in keiner Weise erschüttert oder gedrückt; die Tatsache, daß auch andere Sekten ihre Apostel haben, macht ihnen keine Sorgen, ihre eigenen Apostel sind natürlich die einzig wahren. Ja, in ihnen ist sogar Christus zum anderen Male Mensch geworden. Allen Ernstes predigen sie diese groteske Inkarnationslehre, und zwar predigen sie sie auch in so grotesker Weise, daß man sich oft versucht fühlen kann, den Leuten jeden Sinn und Verstand abzusprechen. Einer der Verse ihres Gesangbuches (ich hörte ihn selbst einmal an) lautet folgendermaßen:

Andre suchen in den Lüften
 Ihn, der immer bei uns ist;
 Nicht in Gräbern, nicht in Grüften
 Ist der Heiland, Jesus Christ.
 Hier im Fleische, im Apostel,
 Zeigt sich Gott dem Kindersinn.
 Offenbar sei Dein Geheimnis,
 Gott im Fleisch ist Dein Gewinn.

Chor: Darum preiset Gottes Liebe,
 Lobt den wahren Gott von heut,
 Der sich offenbart im Fleische
 Und uns bleibt in Ewigkeit.

Ein anderer:

Wer Jesum in seinen Aposteln erblickt,
 Wird Heil zu derselbigen Stund.
 Drum blickt nur auf sie, die der Vater geschickt,
 Sie werden für Dich noch verwund't.

Schwarz nahm seiner Zeit unter den Aposteln eine einigermaßen dominierende Stellung ein; heute gilt dies aber noch in ganz anderem Sinne von dem früheren Bahnmeister Krebs, der seit Schwarzens Tod (1895) geradezu als Alleinherrscher über die apostolischen Scharen gebietet. Krebs ist

ein Schlaumeier par excellence. In den „Wächterstimmen“ seinem Organ, posaunt er also aus: „Wenn der Vater unter den vielen Vätern als Einer offenbar werden will, dann muß unter den Aposteln auch Einer sein, in dem Gott der Vater als Einheit offenbar werden will. Gott hat von Anfang an unter zwei Personen schon einen zum Haupt und Vater gesetzt, indem er Vater sein wollte“; und Pfarrer Handtmann in Selchow (Mark), der sich mit der Bewegung beschäftigen mußte, da sie sein eigenes Kirchspiel zu bedrohen begann, folgert ganz richtig: „Man bleibt in der Einheit des Geistes, wenn man in Krebs bleibt.“

Ich vermag recht ultiqe Beweise für Handtmanns Diktum vorzubringen. Ein Bericht über einen Besuch Krebsens in Leipzig und Halle liegt mir vor, der Unglaubliches, Unfaßliches enthält. Hier die Ueberschrift: „Bericht über den Besuch des Hausherrn Jesu durch seinen Geist in der Hülle unseres geliebten Apostels Krebs.“ Also beginnt er: „Wie Fürsten und Könige häufig unter anderem Namen reisen, so trafen auch die erlösenden Taten Jesu am 24. März (1900), mit seinem Geist in die Hülle und das Fleisch unseres geliebten Apostels Krebs gekleidet, nachmittags um 6 Uhr in Halle ein, ungekannt nach dem Geist als der von Gott gesandte von den Kindern der Gesinnung dieser Welt, in der bezeichneten Hülle aber bekannt den Seinen, denen er sich in diesem Gewande als das schaffende Wort vom Anfang und der Gegenwart mit seinen Erlösungstaten unter uns nun wandelnd geoffenbart hat — mit vieler Liebe und Ehrfurcht von mehreren Brüdern empfangen und in das Quartier geleitet.“ Von Halle gehts weiter nach Leipzig: „Um sich beim Betreten der Leipziger Erde bemerkbar zu machen, hatte sich der Teufel einen Bahusteigschaffner gedungen, welcher den lieben Apostel nicht durchließ. Der Fahrchein sollte nicht richtig kopiert (!) sein. Der liebe Apostel schob den Geist schnell beiseite und wurde vom Stationsvorsteher an einer anderen Stelle durchgelassen.“ Drauf begab er sich in das Versammlungslokal. Es heißt dann weiter: „Hier nahm der geliebte Apostel — nach den inwendigen Taten des

Geistes Jesus Christus, nach dem äußeren Kittel und Ansehen Krebs genannt — das Bibelwort 4. Mose 21, 1—9.“ Nur aus der Einleitung der Rede will ich etwas anführen. Am Eingang zu dem Saal wie am Altar war von diensteifrigen Gemeindegliedern eine Krone (aus Tannengrün gewunden?) angebracht worden, Krebs zur Ehre. Krebs nimmt darauf Bezug: „Der Eingang als auch dieser Altar ist mit einer Krone geschmückt, die ich nicht für mich annehme, sondern als Mittel euch und mir ans Herz zu legen: siehe zu Gemeinde, sehet, zu, ihr Diener, siehe zu, Apostel, daß dir niemand die Krone raube.“ Erinnert man sich der Bescheidenheit, die der Kronenlusterne Cäsar an den Tag legte, als er die ihm erstmalig angebotene Krone mit heuchlerischer Entschiedenheit zurückwies? Bezeichnend ist es auch, daß Krebs in einer 1897 schriftlich fixierten Vision mit der goldenen Krone auf dem Haupte gesehen wurde. „Im Königskleid und auf der Brust die 12 Sterne, einen Palmenzweig in der Hand als Siegeszeichen. An seiner Seite stiegen die Engel auf und nieder und über seinem Haupte stand die Sonne der Gerechtigkeit.“

Die Autorität Krebsens wird von seinen Mitaposteln rückhaltlos anerkannt. In einer zweiten Broschüre, den „Berichten aus Berlin über die Wirksamkeit des lieben Apostels Krebs unter Mithilfe seiner Söhne (natürlich nicht wörtlich zu verstehen) und Helfer, der lieben Apostel Niehaus Sebastian, Hallmann und Bornemann in der Zeit vom 15. bis 24. April 1904 in Berlin und Umgegend“ (gedruckt in der Buchdruckerei C. Klingner & Co. in Jserlohn) lese ich folgende Worte eines dieser Apostelhelden: „Wie schon einst der liebe Gott zum Propheten sagte: Ich will deinen Mund füllen, fange du an zu reden, und wenn schon einst gesagt wurde: ich bin die Stimme eines Predigers, dann muß doch der Prediger ein anderer sein; so bin ich auch heute nur der Mund, und der liebe Vater und Apostel Krebs ist der Prediger.“ Ja, der liebe Vater und Apostel Krebs ist alles in allem. „Gott in dem Fleische“, das ist die Predigt der apostolischen Brüder. „In dieser Stunde uns aufzumachen und uns hinzubegeben, dahin wo er zu finden ist, indem wir

sehen, wie wir darniederliegen, uns zu ihm begeben, zu Jesu in Fleisch, dem Menschen vom Himmel gekommen, als der gesandte Geist, das gesandte Wort. Das ist jetzt unsere Aufgabe und Rettung.“ Auf zu Krebs!

Wie die Massen durch die Predigt Krebsens überrumpelt werden und überrumpelt werden sollen, mag ein Beispiel zeigen. Christus spricht bekanntlich einmal von falschen Propheten, von falschen (die Apostolischen haben die fürchterliche Pluralform auf dem Gewissen) „Christussen“. Man folgert nun, wenn Christus vor falschen Christussen warnt, dann muß es auch wahre Christusse geben, sonst wäre die ganze Warnung überflüssig; und wer könnte damit anders gemeint sein, als Krebs mit seinem Apostelstabe? Schlußfolgerung: Krebs gleich Christus im Fleisch. Solche Beweise sind selbstverständlich keine Beweise, sie schießen glänzend vorbei, aber sie wirken eminent auf die Zuhörerschaft der Apostolischen, die zu unbeholfen und geistig ungeübt ist, um derartige Trugschlüsse zu durchschauen.

Ich kann es mir nicht versagen, noch einige Stellen anzuführen, die zeigen, in welcher geistiger Verworrenheit die Männer stehen, die diese Predigten halten. Auch hierin geht Krebs all seinen Mitstreitern rühmlich voran; er ist der Oberkonfusions-Rat. So spricht er einmal über die Erzählung, wie Moses Wasser aus dem Felsen schlug: „Darin liegt,“ so sagt er, „der Hinweis, auf das Werk Jesu einst und heute, wie Gott sich das Fleisch Mose vorbehalten und errettet hatte, so auch später das Fleisch Jesu, und dieser nun das Fleisch der vom Vater aus der Welt genommenen Apostel Jesus als das sündige Fleisch derselben angezogen und sich dafür geheiligt, in welches Fleisch nun der geistliche Erretter, der zweite Moses, Christus, der Gesalbte vom Vater, gegeben ist, um uns durch diese gegebene Hilfe aus dem Aegypten unseres Fleisches herauszuführen.“ Der Berichterstatter bedauert, daß in dieser Versammlung (sie findet in Leipzig statt) der liebe Apostel Sebastian nicht zugegen sein konnte. „Wie wir aus dem Munde des lieben Apostels Krebs hörten, war er krank von Berlin zurückgekommen, ein Beweis, wie der Böse bemüht ist, das durch den Apostel Jesu in dem

Apostel bereitete Apostelbrot wegzunehmen und wie der liebe Apostel Krebs mit seinen helfenden Aposteln das an Trübsal ersetzen muß, was an Mitempfinden in dem schweren Geisterkampf den Knechten und Kindern Gottes nahe gebracht wird.“ Ich könnte 10 Ausrufezeichen hiernach setzen, und der Unsinn wäre immer noch nicht gebührend gekennzeichnet. Die bildlichen Redensarten sind bei den Apostolischen außerordentlich beliebt. „Nun, wenn da noch was hinterstellig ist,“ so schließt Krebs eine seiner Reden, „so wird der liebe Bruder und Prophet Steinweg, wie er schon durch Halle auf der Reise unbemerkt durchgeflogen ist, in euch hochfliegen, als nach den Taten, die in euch sind, um dann weiter schaffen zu können.“ Also das Flugproblem scheint gelöst. Alle äußeren Vorgänge werden geistig, geistlich interpretiert. Prophet Steinweg, der den nächsten Tag mit dem „lieben Vater und Apostel Krebs“ eine Inspektionsreise antreten soll, hat sich müde und in Furcht, die Zeit zu verschlafen, auf sein Lager geworfen. Da erblickt er plötzlich sein Kind vor seinem Bett stehend, zitternd und frierend; es hatte das Bett verlassen müssen, und „nicht mehr Zeit gehabt, so daß es die Hilfe der Mutter anrief und sie ihm beispringen mußte“. Diagnose: starke Magen-Kolik. Das Hemdlein ist schon reichlich beschmutzt und Prophet Steinweg ist tief ergriffen von dem Bild, das sich seinen Blicken heut. Eine Viertelstunde der Rede, die er tags darauf zum Besten gibt, verwendet er auf die geistliche Deutung dieses erschütternden Ereignisses. Man kann sich über den Passus weidlich ergötzen, und sich gleichzeitig darüber entsetzen, daß solche Torheit sich in öffentlicher Versammlung herauswagen darf.

Mit den Fremdworten stehen die Brüder nicht auf allzu gutem Fuße. Ich sprach mit einem der Priester über die alten Irvingianer, die natürlich von ihren neueren Kollegen mit ziemlicher Gehässigkeit bedacht werden. „Die haben so gewissermaßen ein Buch, das sie „Eirturgie“, nennen“ erzählte er mir. Dann kam er auf die Spaltung innerhalb der christlichen Kirche zu sprechen. „Da ist doch von Einigkeit gar nichts mehr zu sehen. Bei uns zu Hause, na, wie das war!

Da waren so richtig zwei christliche Abteilungen. Die eine die nannte sich Oredorie, und die andern die nannten sich — ja, ich weiß nicht recht — lib — libral — liberal — ich glaube, so etwa hieß es. Die Oredoren, die waren so mehr fürs Göttliche, und die Liberalen mehr fürs Freie. Mein Vater war fürs Göttliche, und meine Mutter fürs Freie, die lagen sich dann immer in den Haaren. Na, ist das nu etwa 'ne christliche Einheit? Da ists bei uns anders“. Die apostolischen Gemeinden haben den Mut, alles, was nicht zu ihnen gehört, als „Sekte“ zu bezeichnen. Handtmann zitiert in seinem Buche eine Stelle aus den „Wächterstimmen“ ¹⁾. „Der Böse begieß die mancherlei Ansichten mit einer neuen Brühe; die eine Kirchenpartei oder Sekte nennt sich römisch-katholisch oder griechisch, andere Sekten nennen sich evangelisch, Baptisten, Darbisten, Methodisten u. s. w.“ Also alles ist Sekte und nur eine rühmliche Ausnahme gibt es, das sind die apostolischen Brüder. Ich freue mich von Herzen, Gleiches mit Gleichem vergelten zu können und sie hier nicht nur als eine unserer Berliner Sekten, sondern wohl als die gefährlichste, schädlichste, unnützigste und in jeder Hinsicht verderblichste derselben bezeichnen und charakterisieren zu können.

Die apostolische Gemeinde kennt drei Sakramente: die Taufe, das Abendmahl und die Versiegelung ²⁾. Ich fragte, ob auch die kleinen Kinder dieser drei Sakramente teilhaftig werden können. „Sie müssen es sogar“, war die fanatische Antwort, „denken Sie, wir werden unsere Kinder verloren gehen lassen? Wer nicht versiegelt ist, der gehört nicht zur Braut, und wenn das Kind nur zwei Stunden alt wäre, es müßte getauft sein, die Kommunion und die Versiegelung empfangen haben. Wie könnte man das auch unterlassen, wenn man die Wahrheit erkannt hat?“

¹⁾ „Wächterstimmen aus Ephraim“, das offizielle Organ der Apostolischen Gemeinde; Beilage: „Der Herold“.

²⁾ Versiegelung = Mitteilung des heiligen Geistes und Aufnahme in die Gemeinschaft der Apostolischen.

„Da wird also niemand selig, der nicht Ihre Versiegelung empfangen hat?“

„So ganz schroff möcht' ich das nicht behaupten. Aber es ist hier ein großer Unterschied. Denken Sie sich, es soll eine Hochzeit sein. Nicht wahr, da gibts einen Bräutigam, eine Braut und außerdem gibts Gäste? Die Gäste können ja auch ganz vergnügt sein, aber die Seligkeit der Braut ist doch ganz anderer Natur. Mag ja sein, daß die ganz Frommen von euch als Gäste zur Hochzeit kommen, aber zur Braut gehören nur die Versiegelten. Keiner kann zur Braut gehören, der nicht unsere Versiegelung empfangen hat. Ja, was denken Sie, der Herr hat uns große Gnade gegeben!“

„So geben Sie also Ihren Kindern sofort nach der Geburt Abendmahl und Versiegelung?“

„Sofort. Verzögerung wäre Sünde.“

Und in der That piepen und quieken die Wickelfinder in den Versammlungen der Apostolischen, daß es nur so eine Lust ist, ihnen zu lauschen. Die Mütter schleppen sie vorn an den Tisch, knien mit ihnen nieder und nehmen für sie das Abendmahl. Das gilt so gut, als hätte es das Kind selbst getan. Der Apostel kommt und legt den Würmern die Hand aufs Haupt, dann sind sie versiegelt. Wodurch sich in ihrer Wirkung Taufe, Abendmahl und Versiegelung eigentlich unterscheiden, namentlich wenn es sich um kleine Kinder handelt, die weder von dem einen noch von dem andern auch nur das geringste verstehen können, ist mir nicht ganz klar geworden. Bei Erwachsenen soll ja die Versiegelung zum Zungenreden, zum Weisagen, Heilsehen, Gesundbeten u. s. w. führen, aber ein zungenredendes Baby ist uns allen noch nicht vorgekommen, man müßte denn seinem unverständlichen Lallen eine neue, sensationelle Deutung zu geben versuchen. Rasch hintereinander werden die drei Sakramente am Kindchen vollzogen. Dann ist es gefeit gegen den Einfluß der argen bösen Welt und kann, wenn sein letztes Stündlein schlägt, getrost auffahren zu den obern Heerschaaren.

Schlimmer noch ist die Ausspendung der Sakramente an die Toten. Es werden regelrechte Totenbeschwörungen in

den Andachten der Apostolischen aufgeführt. Tote, die ohne die heilige Taufe empfangen zu haben, aus der Welt geschieden sind, werden getauft, Tote, die sich aus Unkenntnis oder Nichtachtung der apostolischen Lehre um das köstliche Gut der Versiegelung gebracht haben, werden versiegelt und zudem in Gemeinschaft mit den im Glauben Entschlafenen durch das christliche Abendmahl gestärkt und erfreut. Die Taufe und Versiegelung geht etwa folgendermaßen vor sich: die Angehörigen melden sich beim Apostel und empfangen nun an Stelle des durch die Naturgesetze leider am persönlichen Erscheinen gehinderten Tauf- oder Versiegelungskandidaten das Sakrament. Geistig sind die Toten natürlich zugegen. Die apostolischen Geschwister fühlen dann deutlich, wenn sie sich nahen, und besonders begnadeten, hellsehenden Personen ist es auch vergönnt, die Gespenster leibhaftig zu erblicken und Zeugen ihrer Uebersiedlung aus dem Scheol in den Himmel der Seligen zu werden. Noch weit gruseliger wird die Sache beim Abendmahl. Da drängen die ganzen Toten der Gemeinde in wildem Zuge herbei, ein Ansturm machtvoller Naturgewalten, dem der Sterbliche kaum standzuhalten weiß. Ein Diakon und eine Diakonissin sind verpflichtet, als Viceabendmahlsgäste zu fungieren. „Ich habe es oft getan,“ erzählte mir der „Hirte“, mit dem ich darüber sprach, „aber mir troff der Schweiß in Strömen von der Stirn, ja, ich sage Ihnen, das ist keine Kleinigkeit, so ein ganzer Totenzug, schrecklich ist.“ Ich fragte ihn, ob er nicht auch schon selbst ein Totenabendmahl geleitet habe. „Was denken Sie,“ fiel er mir ins Wort, „meinen Sie, das könnte unsereiner leisten? Da sind wir viel zu schwach, ich würde einfach daran zerschellen, daran zu Grunde gehen. Denken Sie doch, diese Geistermassen! Dazu gehört die Kraft eines Apostels, denn das ist eine übernatürliche Kraft. Das kann unsereiner nicht begreifen.“ Ist das Abendmahl ausgeteilt, so sagt der Apostel: „Wer irgendwas gesehen hat, der trete vor.“ Und dann werden die furchtbarsten Geisterbeschreibungen geliefert. Wer das Gruseln lernen will, der mache sich auf den Weg zur apostolischen Gemeinde, er wird auf seine Kosten kommen. Auch die Träume der

Apostolischen spielen eine Rolle. Erscheint einem Bruder, einer Schwester ein Toter wiederholt im Traum, so gilt das als Zeichen, daß der Arme keine Ruhe finden kann und um Erlösung aus seinem unseligen Zustand bittet. Durch die Sakramente wird sie ihm dann gewährt.

Vater Krebs gefällt sich außerordentlich in der Rolle des Geisterbändigers. Er ist eifrigst darauf bedacht, als solcher angesehen und ausgeschrien zu werden. Auf ihm liegt überhaupt die Last einer Welt, er trägt die Sünden der ganzen Menschheit; ist er ja doch eine neue Inkarnation des am Kreuze gestorbenen Christus. „Der wahre Apostel,“ so sagt er einmal, „hat sich in dieser Nacht gewälzt, ihr würdet schreien um Hilfe.“ Und er hat das Vergnügen, in seinem Martyrium von seinen Mitaposteln glänzend anerkannt zu werden. Ein treffliches Beispiel liefert der Bericht über eine Berliner Versammlung: „Das Lokal war gedrängt voll, wo der liebe Vater fragte: Ist noch Platz da? Antwort: nein. Nun dann können wir ja wieder gehen. Doch der liebe Vater in seiner großen Güte, obwohl er sein Fleisch am Vormittag zum Opfer gegeben hatte, gab auch noch seine Knochen hierorts für die seiner Kinder zu lassen. Woran erkannt wurde, die Liebe des Vaters ist eine ewige und unüberwindliche.“ Eine ekelhafte Speichelleckerei!

Die Macht, die Krebs auf die Gemüter ausübt, ist eine geradezu erstaunliche. In einer der mir vorliegenden Broschüren („Berichte aus Berlin“) finde ich das Referat über eine Bischofsordination. Krebs hält den zu Ordinierenden eine Ansprache, die er mit den Worten schließt: „Eernet daran, daß, wenn ich die Hand zurückzöge, wäre es euer Tod auf der Stelle.“ Und er wiederholt die Drohung, um sie noch wirksamer zu machen: „So nehmet hin das Amt der Siebziger als das bischöfliche Amt und daß ihr in einer Rede, in einem Sinn zu zeugen gedungen seid, daß das, was durch euren Apostel gegeben ist und gegeben wird, Wahrheit ist, durch euch geredet werde, und ihr euch stets bewußt seid, daß der Erfolg an euren Gehorsam gebunden ist; auf einen Schritt darüber soll der

Tod folgen, so ihr aber im Gehorsam einhergehet, wird der Segen und der Erfolg euch begleiten." Und männiglich ist davon überzeugt, daß diese unmenschliche Drohung sich im gegebenen Falle tatsächlich bewahrheiten würde. Krebs hat es gesagt, Krebs lügt nicht; Krebsens Stimme, Gottes Stimme.

Im folgenden Abschnitt will ich erzählen, wie es war, als ich Krebs von Angesicht zu Angesicht sah. Zwar schien mir ein Besuch einer Krebschen Versammlung keineswegs ungefährlich zu sein, denn die Berichte kennzeichnen die, die sich aus Neugier oder anderen unlaunteren Motiven dazu einfanden, (wenig schmeichelhaft!) als „Wölfe“, „Füchse“ und „Schakale“. Die Türhüter werden immer wieder angewiesen, das Eindringen solchen Getiers zu verhüten. Einmal heißt es: „So hatte er (Krebs) lange Zeit zu tun, diese wilden Tiere und Bestien aus dem Gezelt des Himmels zu vertreiben. Als er die Posaune verschiedentlich hatte erschallen lassen, und diese nach dem Blut des Lammes gierig leckenden Raubtiere und Geister in den Freuden immer noch sprungfertig zum Raube saßen, nahm er nochmals das Schwert des Geistes in seine starke Hand und stieß es ihnen in den Rachen, so daß sie nicht mehr bleiben konnten und unter dem Schwert flohen und die Kirche verließen, die aber blieben, wurden von dem Feuer verzehrt, so daß von ihrem Dasein nichts mehr empfunden wurde.“ Man sieht, es gehörte Mut zu meinem Unternehmen. Aber der Schakal ließ sich nicht abschrecken; er fand seinen Weg.

Apostel Krebs

Apostel Krebs besuchte jüngst, von vier anderen Aposteln begleitet, Berlin. Das waren übrigens nicht seine einzigen Begleiter, er kam mit einem ganzen Gefolge, nach meiner Schätzung etwa 20 bis 30 Mann. Wie ein König trat er in den Versammlungsraum herein. Alles hatte sich ehrfurchtsvoll erhoben, der Chor intonierte jubelnd einen Freuden gesang, liebliche Blumen dufteten ihm vom Altar entgegen. Es fehlten

nur die weißgekleideten Ehrenjungfrauen. Von dem Gesang verstand ich nicht viel, nur die sich immer wiederholenden Worte: „Willkommen, liebes Vaterherz, willkommen, edles Vaterherz“ und ähnliches. Krebs ist heute schon ziemlich in die Jahre gekommen, hat sich aber leidlich conserviert. „Einen greisen Jüngling“, so nennen ihn die offiziellen Berichte der Apostolischen mit Vorliebe. Er sieht nicht übertrieben originell aus, macht vielmehr den Eindruck eines behäbigen jovialen Alterchens, das nicht im Stande ist, irgend jemand ein Haar zu krümmen. Zuerst sprach er ein Gebet; langsam, sehr bedächtig, sehr unbeholfen, mit stark dialektischer Färbung. Das Schnarrt er mit einer Wollust, als wenn er ein schneidiger Leutnant wäre; übrigens kommt es vor, daß er im Eifer des Gefechts das Schnarren auch vergißt. Die Sätze wurden immer konfußer; es gab nur noch unverständliche Satztorse. Aber die Augen der Hörer leuchteten. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt —, damit versuchte ich mich zu trösten, und zugleich strengte ich mich an, auch des Vorzugs eines solchen kindlichen Gemüts teilhaftig zu werden. Aber vergeblich, ich war in ein Labyrinth geraten, aus dem sich nicht mehr entkommen ließ. Unglaublich war es, welche kausalen Zusammenhänge Krebs in seiner Rede herstellte. Hätte er aus der Tatsache, daß 2 mal 2=4 ist, gefolgert, daß Italien die Form eines Stiefels haben müsse, es hätte mich nicht sonderlich verwundert; ich glaube, ein solcher Schluß wäre fast noch vernünftiger gewesen als die meisten von denen, die er zu ziehen beliebte. Gebete sprechen kann der Mann nicht, das sah ich klar, es blieb die Erwartung, ob er predigen könnte.

Und er begann seine Rede. Man könnte mich freuzigen: ich wüßte nicht zu sagen, wovon er gesprochen, trotzdem ich mich zu einer Aufmerksamkeit zwang, die mehr und mehr mein ganzes Nervensystem zu zerrütten drohte. Nur auf die Einleitung besinne ich mich noch: „Ziehet auf die Ohren, ziehet auf die Herzen“, so begann Vater Krebs und dann fuhr er mit liebender Stimme also fort: „Ich weiß wohl, wer ihr seid, ich habe das gleich gefühlt, als ich unter euch trat, so was

bleibt mir nicht verborgen: euer Geruch ist zu mir gestiegen. Ich wills euch sagen, das ist: euer Mund ist ausgespült. Das versteht ihr nicht? Ich meine, ihr seid bereitet, der Mund ist ausgespült, vorläufig gereinigt. Gerüstet seid ihr auf die Stunde, die ihr nun erleben sollt. So, nun wißt ihrs.“ Ich bemerke, daß ich die Sätze, die er sprach, gekürzt, nach Form und Inhalt gleichsam destilliert habe; hätte ich sie mit allem Beiwerk gegeben, so wäre meinen Lesern ihr Sinn zweifellos für ewige Zeiten verborgen geblieben. Uebrigens hatte sich die ganze Gemeinde, die zwischen Gebet und Predigt noch ein Lied gesungen, noch immer nicht wieder auf die Plätze gesetzt. Erst inmitten seiner Rede gestattete Krebs gütigst, „wer sich setzen kann, der mag sich ja jetzt setzen“. (Der Saal war bis aufs letzte Plätzchen angefüllt, und es gab ganze Schaaren, die keinen Sitz mehr gefunden hatten.) Wie eines Herrschers Wort klang das. In Gegenwart von Herrschern hat man zu knien oder zu stehen, so schickt es sich.

Krebsens Text bildete das Bibelwort „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen wandelt, derspricht zu dem Herrn, meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe“. Das Wort gab dem ganzen Abend die Signatur. Alle Reden schlossen sich daran an. In extenso wurden wir durch die nach Krebs zu Wort kommenden Apostel darüber belehrt, daß ein Schirm ebenso gut vor Regen, Wind und Hagel, wie vor Sonne schützen könne und schützen müsse. Pathetisch und mit triumphierender Miene, als vermeinte er mit diesem Hinweis den Vogel abzuschießen, wiederholte jeder der Redner die nicht minder bekannte wie unanfechtbare Tatsache. Apostel Niehaus war der erste, der sie vorbringen durfte. Er ist Krebsens rechte Hand, und begleitet ihn auf fast all seinen Reisen. „Apostel Niehaus wird aus Rücksicht darauf, daß ich so alt und krüppelig bin, jetzt nicht ein Kleines, sondern ein Großes sprechen“, so schloß Krebs. Niehaus sprach gewandt und geschickt, wenigstens im allgemeinen. Es gab auch bei ihm Unklarheiten, aber von der Generalkohlerei, zu der sich der Vortrag des „lieben Vaters“ mehr und mehr herausge-

bildet hatte, war bei ihm keine Rede. Er scheint mir ein Mann zu sein, der weiß, was er will. Ein geschickter Volksredner, der durch populären Vortrag und originell naive Ausdrucksweise zuweilen zu fesseln weiß. Natürlich unter den Blinden ist der Einäugige König — gegen Krebs gehalten ist Niehaus ein Geistesriese; vielleicht würde er in anderem Milieu eine schlechtere Note erhalten. Und dabei ist Niehaus darauf angewiesen, die Puppe in den Händen seines „geliebten Vaters“ abzugeben. Es ist das ein psychologisches Rätsel. Krebs wird ja vermutlich, wenn er sich gleich tausendmal als der Auserwählte, als das Fleisch gewordene Wort, als Gott im Fleische fühlt, nicht das ewige Leben haben. Dann wird Niehaus zweifelsohne in den Riß treten, und sehr wohl möglich scheint mirs, daß damit eine neue Ära für die Apostolischen beginnen wird; die Zeit hoffnungsloser Torheit wird wohl dann überwunden sein. Wenn aber Krebs nun doch ein methusalemisches Alter erreichte? Eine Palastrevolution hielte ich in diesem Falle keinesfalls für ausgeschlossen. Vorläufig aber ist nicht an so etwas zu denken. Niehaus schwört treu zur Fahne, er ist der Getreueste der Getreuen. Der Schirm des Höchsten, das ist ihm natürlich nichts anderes denn sein geliebter Vater und Apostel Krebs. Wie er selbst sagt, ist er ganz vom „Krebsgeist“ erfüllt. Er wird geschmacklos und albern, sobald er nur von fern auf Krebs zu reden kommt; so geschmacklos, daß er sich in einer Ansprache, die mir gedruckt vorliegt, eine der tollsten Stilblüten leistet, die mir je im Leben vorgekommen sind. Ich zitiere sie: „Wenn ich nun vor der Gemeinde stehe, bestelle ich den Gruß, der in dem Frieden liegt, von meinem Apostel Krebs, und wenn so viel Geistesmächte da sind, dann drücke ich mich anders aus und rede von meinem Sender, und wenn ich den Frieden bringe, dann nehme ich es von ihm, und wenn ich in diesen Fußtapfen gehe, dann sollen die Füße im Fett triefen. Und so triefen meine Füße im Fett, und ich nenne es und sage: ich bin mit Krebsfett eingeschnitten, so daß Friede bleibe und nicht aufhöre“. Gott, der in Christo Fleisch geworden, hat sich nun in Krebs zum andern Male

in menschlicher Gestalt und Hülle geoffenbaret, das ist der Kernpunkt der Niehauschen Predigt. Wo gibt es einen Schirm, wenn nicht er, Krebs, der Schirm ist, wo einen Schutz, wenn nicht bei ihm? Und Niehaus wagt es, von der „Gnade“ und „Barmherzigkeit“ von der unendlichen Güte und Treue Krebsens zu fabeln.

Eine Krebs-Anekdote las ich jüngst, die ich hier anführen muß: Eines Abends fragte der „liebe Vater“ einen Bruder, ob er schon ein Evangelium oder eine Epistel für die Andacht ausgesucht habe. „Da antwortete dieser: „Das soll doch wohl nicht mehr stattfinden, sondern die Speise zeitgemäß dem Herzenszustande passend, gegeben werden.“ Da fragte der liebe Vater: „Wie ist denn das neue Evangelium?“ Die Antwort darauf lautete: „Das ist das Vaterwort von unserem lieben Vater Krebs““. Die verblödeten Massen aber hängen am Munde derer, die ihnen dieses neue Evangelium nahe bringen.

Was brauche ich die andern Redner noch eingehend zu kritisieren? So verschieden sie an Individualität sind, die Lehre, der ihr Wort gilt, ist die gleiche. Krebs ist der Schirm des Höchsten; immer wieder wiederholt sich diese Formel. Keinen Schritt weit darf man sich von diesem Schirm entfernen; der Mensch, der nicht unter dem Schirm, unter der „Apostel-einheit“ steht, ist „zu allem fähig“. Als Beweis mußte ein apostolischer „Hirte“ herhalten, der Krebs, ich weiß nicht mehr in welchem Punkte, den Gehorsam verweigert hatte. Er erhielt die Entlassung, der Schirm wurde ihm entzogen. „Oh, welch moralischer Mann“, so hatte jedermann bisher von ihm gerühmt, er hatte den denkbar besten Leumund in der Stadt, nun aber, da er des Schirmes verlustig gegangen, wandte sich das Blatt. „Nicht acht Tage darauf, ich wiederhole, nicht acht Tage, torfelte dieser moralische Mensch über die Straße von einem Graben zum andern, torfelte wie ein besoffenes Schwein. Warum? fragt ihr. Sehr einfach. Er war nicht mehr unter dem Schirm.“ Und fast melancholisch, aber doch unterstrichen, wiederholte der Redner seine Worte: „Er torfelte wie ein besoffenes Schwein.“

Krebs hat Glück mit seinen Aposteln gehabt; sie sind sämtlich seine Geschöpfe, willenlose Geschöpfe. Der Absolutismus beherrscht die Apostolischen in seiner krasssten Form. In den „Wächterstimmen aus Ephraim“ wird einmal originell genug ausgeführt, daß allein die „Aposteleinheit“ Gotteskinder „hervorbringen könne“. „Die da selbst wissen, was sie sollen, ihrer Meinung Geltung verschaffen wollen, die mögen auch wohl Kinder zeugen, aber das sind Mißgeburten.“ Das Ziel also: man darf nicht selbst wissen, was man soll und will, man muß sich blindlings dem „Krebsgeist“ gefangen geben. Ich möchte zur Ehre der Apostolischen hier bemerken, daß diese Lehre augenscheinlich erst durch Krebs selbst auf den Schild gehoben wurde. F. W. Schwarz, der eigentliche Begründer der apostolischen Gemeinde, ist ein verständiger und gebildeter Mann gewesen, dem ein Ähnliches nie in den Sinn gekommen wäre. Ich vermute, er würde sich wenig freuen, an der Entwicklung, die sein Werk unter seinem Nachfolger eingeschlagen. Aber ich schweife ab!

Zwischen die einzelnen Reden schoben sich die Weissagungen. Der „liebe Vater“ wird ungehalten, wenn sie fehlen, aber ebenso ungehalten, wenn sie ihm irgendwie nicht in den Kram passen. Als Muster einer ihm genehmen Weissagung zitiere ich eine Probe, die anderweit einmal stenographiert wurde: „Mein Sohn und Apostel Krebs, das ist das klare Wasser und der reine Hauch, was aus deinem Munde geht, denn ich der Herr bin in dir. Mein Volk, siehe nicht auf den Menschen, sondern auf Jesum, der in ihm vor dir stehet. Meine Gnade und Barmherzigkeit stehet vor euch im Fleisch geoffenbaret. So ihr nun kommt in Demut und Liebe, will ich euch geben, was nottut. Amen.“ Zwar lehren die Apostolischen, daß der heilige Geist in den Weissagungen laut werde, aber Apostel Krebs verschlägt es nichts, diesen Geist in geradezu brutaler Weise zu maßregeln. Ich erlebte an jenem Abend eine ganze Reihe von Beispielen dafür. „Oh, mein Apostel Krebs“, so ließ sich ein Prophet vernehmen, „gesegnet bist du mir, ich sage dir —“ „Und ich sage dir“, schrieb Krebs dazwischen, „das ist alles schon gesagt

worden, alles abgemacht, abgemacht, und jetzt Schluß!“ Der heilige Geist war gründlich abgetrumpft. Ein Mädchen, das der Gemeinde eines Nachbarorts angehört und gewöhnt ist, dort mit ihren Weisagungen Aufsehen zu erregen, setzte mehrmals ein, aber sie hat eine leise Stimme und in dem großen Raum wurde sie nicht gehört; Apostel Krebs begann stets zu sprechen, sobald sie den Mund aufgetan hatte. Dreimal hatte sie's bereits versucht, so fügte sie sich gottergeben in ihr Schicksal; der Geist gab klein bei und zog sich zurück.

Auch die Gemeinde wurde scharf kontrolliert. Nach einer Rede rief Krebs: „Nun betet alle das Vater unser!“ In ziemlicher Erregung setzte die Gemeinde ein. Bei der vierten oder fünften Bitte überschrie Krebsens Stimme aber den keineswegs leisen Gemeindegchor: „Halt!“ schallte es über alle hinweg. „Halt, sag ich, wollt ihr wohl gleich aufhören. Was ist denn das? Wir machen hier doch keinen Gallopmarsch! Ihr plappert ja! Da liegt ja keine Spur von Geist drin; denkt gefälligst dran, daß ihr mit dem lebendigen Gott sprecht!“ und: „Noch mal von vorn anfangen“, tönte das Kommando. Und wie die verängstigten Schulkinder, so repetierten die „Brüder“ und „Schwestern“ ihre Lektion. Einige Weiber in seiner Nähe legten dabei einen derart komischen Eifer an den Tag, daß ich mich des Lachens nicht erwehren konnte; das Zittern und Zagen stand ihnen, für jeden lesbar, auf den Lippen geschrieben. Ein andermal sang die Gemeinde ein Lied. „Gut“, erklang die Kritik des Apostels. Auch der Chor wurde vermahnt. „Das ist doch viel zu kurz“, sagte Krebs einmal nach einem Stück, „singt das gleich noch einmal.“

Diverse Gebete folgten, dann wurde Brot und Wein fürs Abendmahl geweiht. Ehe dieses genossen ward, erfolgte die „Versiegelung“. Die ersten sieben bis acht Bänke auf beiden Seiten waren für die reserviert geblieben, die die Versiegelung an diesem Tage zu erhalten wünschten; sie waren bis auf den letzten Platz besetzt. Ich war gleich bei meinem Eintritt — übrigens $1\frac{3}{4}$ Stunden vor dem Beginn der Versammlung, da Vater Krebs reichlich auf sich warten ließ — kühnlich auf diese Bänke zugeschritten, und als ich mich setzen

wollte, sehr angelegentlich gefragt worden, ob ich versiegelt werden wolle; ich hatte verneint und mir einen anderen Platz gesucht. Meiner Nachbarin gegenüber hatte ich später einmal — die Wartezeit wurde lang — meine Verwunderung ausgesprochen über die große Zahl der zu Versiegelnden, (es mochten weit über 100 sein.) Es war ein dralles Dienstmädchen, zur Feier des Tages pikfein in Schwarz gekleidet, 'ne hübsche Gestalt mit einem angenehmen Gesicht. „Wissen Sie, wir in der Südgemeinde, wie wir zu unseren Versiegelungen kommen?“ sagte sie. „Wir gehen immer Sonntags aufs Tempelhofer Feld, da holen wir dann die Leute her.“ „Wie?“ fragte ich, ich war so verduzt, daß ich nur das eine Wort vorbringen konnte. „Ach, ganz einfach, wir singen Lieder, da werden die Fremden aufmerksam und kommen ran und fragen, was da los ist, und so schleppen wir sie dann mit. Tun Sie denn das hier in Schöneberg¹⁾ nicht?“ Ich offenbarte ihr, daß ich nicht zur Schöneberger Gemeinde gehöre, und sie beruhigte sich. „Eben, die Schöneberger werden sicher auch so'n Fleck haben, wo sie hingehen, das machen wir alle so.“ Sie erzählte weiter von ihrer Südgemeinde. „Eine prächtige Gemeinde; der liebe Vater ist immer sehr zufrieden, wenigstens im allgemeinen, und der Apostel Niehaus auch.“ Unter den zu Versiegelnden befand sich eine große Kinderschar; ich habe wohl an ein Duzend Säuglinge gesehen, Säuglinge in Steckfissen, von den größeren Kindern, die bereits aufrecht sitzen konnten, ganz zu schweigen. Man macht sich kaum einen Begriff, von dem lieblichen Konzert, das fortgesetzt den Raum durchtönte. Es blieb nicht immer bei Sologefängen, kam vielmehr wiederholt zu Terzetten und Quartetten, das Schreien steckt an. Die Anforderungen, die an die Kleinen gestellt wurden, waren auch allzu horrend; von 7 Uhr an mußten sie aushalten bis weit über Mitternacht. Ich empfahl mich gegen 1 Uhr, und selbst da war noch kein Ende abzusehen. Und dabei eine Atmosphäre, ein Dunst, nicht zu beschreiben. Ich hatte allen Grund, meinen Schöpfer dafür zu preisen,

¹⁾ Die hier geschilderte Versammlung fand in Schöneberg statt.

daß die Fensterscheibe, vor die ich zu sitzen kam, ein gewaltiges Loch aufwies. Dem unbekannten Wohltäter, der sie zertrümmerte, meinen untertänigsten Dank!

Die Versiegelung selbst machte einen wenig feierlichen Eindruck. „Alle, die versiegelt werden wollen, vortreten“ so wurde kommandiert. Sie stellten sich im Kreise herum, Krebs hielt eine Rede, die, wenn dies nach den vorausgegangenen Leistungen noch möglich war, an Verwirrung und Sinnlosigkeit jeden Rekord schlug, sprach ein Gebet und legte dann seine etwas plumpen Hände der Reihe nach jedem der Harrenden aufs Haupt. Die Frauen hatten nicht einmal die Hüte abgenommen, so sagte er nach ihrer Baste. Dazu sprach er eine Unzahl Bibelsprüche, von allerlei unklaren Gedanken eigener Fabrikation durchsetzt. Den Höhepunkt bildeten jeweils die Worte „So nehmt denn hin den heiligen Geist.“ Waren die Vornstehenden absolviert, ertönte wieder (wohl aus dem Munde des Geistlichen der Schöneberger Gemeinde) das forschende Kommando: „Wem der liebe Vater die Hände aufgelegt hat, zurücktreten!“ Endlos dehnte sich die Zeremonie.

Man wurde schläfrig. Der liebe Vater wollte, nachdem der letzte versiegelt war, ein wenig für Humor sorgen, um die Lebensgeister wieder aufzufrischen. Willkommenen Anlaß dazu bot eine Kindertaufe. Ehe man sichs versah, hatte sich ein Elternpaar mit einem winzigen Sprößling vorn am Altartisch eingefunden, und gütig lächelnd schritt Krebs ihnen entgegen. Der Mann hatte eine Glaze und sah schon weidlich hoch betagt aus. So viel ich sehen konnte, durfte er doppelt so alt sein wie seine Gattin, und das mochte den Zweifel Krebsens erregt haben. „Bist du der Vater, oder bist du Gevatter?“ fragte er. Aber der Angeredete stand verdutzt, offenbar erschüttert durch die Ehre, die ihm zuteil ward, die Ehre, sich mit dem lieben Vater privatim unterhalten zu dürfen. „Nanu, eins von beiden mußt du doch sein, nicht? Also bist du wirklich der Vater?“ Es war eine sehr komische Situation und die Heiterkeit dauerte noch fort, als der glückliche Erzeuger die Vaterschaft endlich eingestanden hatte. Neue Nahrung gab ihr der

Umstand, daß das Baby schier beinahe anstatt „Erna“ „Hermann“ getauft worden wäre. Apostel Krebs scheint etwas schwerhörig zu sein. Nachdem er den fatalen Irrtum eingesehen, wandte er sich wieder zu den Eltern. „Ihr Eltern seid nämlich hier Hauptpersonen; auf euch kommt's gewaltig an. Ich weiß das auch,“ fuhr er fort, „ich habe 7 Kinder, da lernt man das so allmählich. Bei den Eltern muß alles rein sein, die Eltern sind die Kanäle, durch die die Gnade einströmt. Wenn da im Herzen, in dem ollen Buddel, noch irgend ein Dreck sitzt, dann gehts dem Kind nicht gut. Na also, da nehmt euch in acht.“ Drauf zu dem Baby: „Willst Du allen Verfolgungen widerstehen, den Lüsten der Welt und den Lockungen des Teufels entsagen, so antworte durch den Mund Deiner Eltern: ja.“ Der Täufling tat das auch. Noch eine 2. Frage wurde gestellt und der Täufling aufgefordert, „auf dem gleichen Wege“ Antwort zu erteilen. Auch dazu ließ er sich bereit finden. Zum Lohn bekam er auch noch den heiligen Geist in der Versiegelung und damit das gewisse Unterpfand einstiger Seligkeit. Die Eltern tauchten wieder in der Masse unter. „Haltet doch das Wurm etwas höher“, rief ihnen Apostel Krebs noch nach.

Und nun erfolgte das Abendmahl. Als Besonderheit wüßte ich eigentlich nur zu erwähnen, daß sich die Apostel und Priester vorher umhalsten und küßten, im übrigen ging alles den regulären Gang. Alle Kinder nahmen daran teil, zu meinem Bedauern waren aber die Toten diesmal von der Feier ausgeschlossen.

Ich hatte genug. Mein Begleiter hatte schon eine Stunde vor mir den Saal verlassen. Ich suchte ihn auf. Er konnte kaum Worte finden. „Erschüttert bin ich, ganz erschüttert, daß so etwas möglich ist.“ Und ich war es auch. Man bedenke, daß die apostolischen Gemeinden eine Massenpropaganda treiben wie keine andere deutsche Sekte. Berlin allein mit seinen Vororten stellt etwa 20 000 Apostolische. Und jeden Monat werden, wie ich aus den Wächterstimmen ersehe, in Deutschland viele Hunderte neu versiegelt und damit

in die Gemeinschaft aufgenommen. Wenn Krebs nach Berlin kommt, so setzt es fast an jedem Abend (er besucht dann zumeist die Berliner Gemeinden alle der Reihe nach) etwa 100 Versiegelungen; von den Totenversiegelungen ganz abgesehen. Man vergegenwärtige sich dieses eminente Wachstum. Die Anhänger sind durchweg Leute aus den niederen Ständen. Keiner von ihnen unternimmt natürlich den Versuch, wirklich zu prüfen oder die Autorität der Apostel zu untersuchen. Krebsens Autorität steht fest, und es fällt niemand ein, sie anzuzweifeln. In Holland gab es eine Spaltung in der apostolischen Gemeinde, als Krebs die Herrschaft antrat. Die Anmaßung, mit der er die Zügel an sich riß, (beim Zeichenbegängnis seines Vorgängers rief er plötzlich und unerwartet, seine Rechte erhebend, das „Glaubenswort“: „Ich übernehme euch im Namen des lebendigen Gottes.“) hatte doch etwas böses Blut gemacht. Ein Prophet erlaubte sich einen Apostel zu berufen, der Krebs nicht genehm war. Es endete mit einem furchtbaren Krach; Apostel, Prophet und alle ihre Anhänger wurden in den Pfuhl der Hölle verdommert, und sahen sich infolgedessen genötigt, eine eigene Sekte zu gründen; das ist ja so der Gang der Dinge. Krebs hatte große Mühe, in Holland seine Autorität einigermaßen zu restituieren. Deutschland aber steht treu zu ihm.

Wer sich nüchtern und vorurteilsfrei eine Predigt Krebsens anhört, kann leicht auf den Verdacht kommen, er habe es mit einem geistig nicht normal veranlagten Menschen zu tun. Geseht einmal den Fall, es wäre so — wie erschütternd wirkte dann die Vorstellung, daß die Tausende sich vorreden lassen, Krebs sei ein Geistesheroe, ein Apostel, ein Heiliger, gegen den Moses und Elias die reinen Puppen genannt werden müssen, ja, er sei Christus selbst, sei eine Incarnation Gottes des Höchsten. „Wer mich siehet, siehet den Vater,“ sagt Krebs. „Wie Christus sagt, so sage auch ich: es ist nicht mein Wort, sondern das Wort meines Vaters, der mich gesandt hat.“ Wie, wenn der, der den Gott der Christen also lästert, ein Kranker wäre? Zeit ist es jedenfalls, daß

sich die Oeffentlichkeit mit diesen Zuständen beschäftigt. Apostel Krebs mit seiner Lehre ist eine Volksgefahr schlimmster Sorte! Auf, zum Kampf!

Leute, die nicht schwören wollen.

Vor kurzem erklärte ein Stepper vor einem Berliner Gericht, er wolle nicht schwören, weil der Schwur in der Bibel verboten sei. Eine Näherin tat desgleichen. Beide gehören der Sekte der Dissidenten-Christen an, die in Bruder Kämmerling, einem früheren Schmied, ihr Haupt verehrt.

Die Näherin suchte ich auf; sie ist ein ältliches Fräulein, klein und unscheinbar, aber wenn sie ihre „Wahrheiten“ verkündet, dann wächst die Gestalt, und aus ihren Augen spricht ein wild-sanatisches Feuer.

„Zu 30 Mark Strafe haben sie mich verurteilt, weil ich den Schwur verweigerte — aber was verschlägt mir das? Und wenn ich im neuen Termine wieder verurteilt werde, nun gut, dann gehe ich eben ins Gefängnis. Ach, sehen Sie, das kümmert mich ja so wenig! Da leide ich eben um Christi willen. O, ich leide gern um Christi willen. Ist nicht Paulus auch im Gefängnis gewesen? Und wenn sie mir ans Leben wollen: den Leib können sie mir wohl töten, aber die Seele vermögen sie nicht zu töten. Was haben sie denn erreicht, wenn sie mir das Leben nehmen? Dann bin ich in die Herrlichkeit versetzt. Kann ich mir überhaupt etwas Schöneres wünschen? Sie könnten mir ja keinen besseren Dienst leisten!“

Im übrigen drehte sich unser Gespräch vornehmlich um Bruder Kämmerling. Er war ursprünglich, wie schon erwähnt, seines Zeichens Schmied, wurde aber durch eine empfindliche Lähmung seines Armes vom Herrn dahin beendet, daß er seinen äußeren Beruf aufgeben müsse, um Gott

allein zu dienen. Mit 17 Jahren war er bereits von all seiner Schuld freigesprochen und lebte als ein heiliges Kind des Herrn. Da ging er eines Tages mit einer Kanne Wasser übers Feld. Ein Nachbar, der ihm nicht wohl wollte, stellte sich ihm in den Weg, sodaß er sich gezwungen sah, einen Umweg zu nehmen. Und nun stieg der freventliche Gedanke in ihm auf: Warum läßt Gott so etwas zu, warum läßt er dem bösen Nachbar freies Spiel? Er war in die Sünde zurückgefallen. Eine fromme Gemeinschaft nahm ihn in ihren Schoß auf und predigte ihm „die schlimme Irrlehre der täglichen Buße“.

„Als ob wir nicht Heilige wären, sobald uns einmal die Sünde vergeben ist“, fügte die kleine Näherin der Erzählung hinzu.

In diesem Zustand lebte Kämmerling 15 Jahre. Da fiel in einer Versammlung der Heilige Geist auf ihn; er schwebte in höchsten Seligkeiten. Daheim angekommen, ging er in seinem Zimmer in tiefem Sinnen auf und ab. Plötzlich sah er, daß neben ihm noch jemand ging; ihm immer treu zur Seite. Wenn er sich dem Wesen zuwandte, war es verschwunden, aber sobald er wieder geradeaus ging, war es wieder zur Stelle. (!) Da erblickte er etwas furchtbares: in schrecklicher Deutlichkeit lag ein menschliches Herz vor ihm auf der Erde, und darin wimmelte es von Getier aller Art: große Tiere, kleine Tiere, wilde Bestien ebensogut wie ekelhaftes Gewürm.

Meine Näherin schilderte in den glühendsten Farben; aber sie war trotzdem nicht mit sich selbst zufrieden. „Ein Mensch kann es garnicht aussagen, wie entsetzlich das war. Bruder Kämmerling ist aufs tiefste erschüttert, so oft er davon spricht.“

Und ich hörte weiter:

Bruder Kämmerling stutzte, hielt an.

Der Andere neben ihm fragte: „Was siehst Du?“

„Ein menschliches Herz“, war die Antwort.

„Und wie sieht es darin aus?“

„O, frage nicht, es ist grauenenerregend. Es wimmelt darin von Tieren.“

„Nun wohl,“ versetzte der zweite, und indem er den Fuß fest auf das Herz setzte, fragte er: „Was siehst Du nun?“

„Die Tiere sind jetzt fort; ich sehe sie nicht mehr.“

„Sie sind unter meinem Fuß, unter dem Fuße Jesu Christi müssen sie sich ducken und fein stille werden.“ Es war Christus, der das sprach.¹⁾

Die Näherin ereiferte sich, als sie an diesem Punkt der Erzählung angelangt war:

„Ja, Sie mögen mich für verrückt halten, daß ich so etwas sage, aber es ist wahr; es war Jesus Christus leibhaftig, der sich Bruder Kämmerling in jener Stunde offenbarte. Sie mögen denken: die ist reif fürs Irrenhaus, aber ich weiß, daß das, was ich sage, die lauterste Wahrheit ist.“

Und nun berichtete sie, wie Christus den Fuß für einen Augenblick wieder aufhob, wie dann alle Tiere von neuem lebendig und mächtig wurden, wie Christus Bruder Kämmerling im Anschluß an diese Szene feierlich zu seinem Dienst berief und zur Befehrung der gottlosen Kirchengläubigen aufforderte, Bruder Kämmerling aber diesem Befehl lange widerstand, und sich erst spät zu seiner Vollstreckung entschließen konnte. Seitdem sei ihm Christus oft erschienen, und er habe vertraut wie ein Mensch zum Menschen mit ihm sprechen dürfen.

Ich erwähne noch eine dieser „Erscheinungen“, weil sie das Fundament der merkwürdigen Auferstehungslehre der Dissidenten-Christen abgeben mußte. Kämmerling trug seine erste Frau zu Grabe. Bewegt schaute er in die Grube: „Da drunten ruhest Du nun.“ Doch schon tönte aus der Höhe eine milde Stimme zu ihm herab: „Sie ruht nicht da drunten. Du irrst! Schau hinauf!“ Und als er es tat, sah

¹⁾ Die ganze Szene erinnert auffallend an die durch unglaublich geschmacklose Illustrationen unterstützte Schilderung in dem sogenannten „Herzbüchlein“, das, namentlich in Süddeutschland, in weitesten Kreisen verbreitet sein soll. Ob Kämmerling das Buch bekannt ist oder damals bekannt war, vermag ich natürlich nicht zu sagen.

er Christus, der die Entschlafene sanft in seinem Arm gebettet hielt und mit ihr zum Himmel emporschwebte. Nun lehrt die Sekte, daß die Heiligen, das sind die (übrigens in fast jeder Sekte eine Rolle spielenden) 144 000 Versiegelten, alle am dritten Tage Christus gleich auferstehen und gen Himmel fahren müßten. Wo diese Heiligen heute ausschließlich zu suchen sind, darüber können die Leute Kämmerlings natürlich die bestimmteste, vertrauenseligste Antwort geben.

Die Heiligen sind — das ist das A und O in jeder Unterhaltung mit den Dissidenten-Christen — frei von Sünde. Rein und unsträflich harren sie der künftigen Herrlichkeit entgegen. Inzwischen sind sie mit allen geistlichen und himmlischen Gaben aufs reichlichste gesegnet. Sie können weisagen und Gesichte sehen, können bedeutungsvolle Wahrträume haben, Gifte nehmen, ohne Schaden davonzutragen, können hellsehen und Gedanken lesen (Bruder Kämmerling weiß, wo er sich auch gerade befinden mag, alles, was die Seinen treiben und denken (!), erkennt auf den ersten Blick den inneren Zustand jedes Menschen u. s. w.), können Besessenheit und Krankheit heilen.

Die Gebetsheilung spielt bei den Dissidenten-Christen eine große, fast entscheidende Rolle. Meine arme, kleine Näherin hat schon wer weiß wie vielen Leute die Hände aufgelegt und nach ihrer Aussage die hellen Wunder dabei erlebt. Einmal drohte die Sache freilich schlimm auszufallen (es handelte sich um eine Hautwunde); aber da hatte eben die Patientin in unverantwortlicher Ungläubigkeit, nachdem sie „geheilt“ war, noch eine Salbe auf ihre Wunde gelegt, und einzig und allein dieser Salbe war dann natürlich die Verschlimmerung aufs Konto zu setzen.

„Gott will eben die Ehre allein haben.“

Alle Sorten von Krankheiten werden so geheilt, selbst schwere Unterleibsleiden, die sonst nur durch lebensgefährliche Operationen zu kurieren sind. Voraussetzung ist, daß Gott heilen „will“.

„Warum läßt er dann aber überhaupt die Krankheit an den Menschen herankommen?“ fragte ich.

„Um sich durch die Heilung zu verherrlichen; nur deshalb.“

Bruder Kämmerling hat sogar ein Mädchen aus dem Todeskampf zum Leben zurückgebetet. Am nächsten Morgen saß sie vergnügt am Frühstückstisch und trank ihre Milch. Mit allen Details bekam ich die Geschichte dieser Totenerweckung zu hören.

Fast an jedem Tag finden in Berlin Versammlungen der Dissidentenchristen statt. Es sind zumeist freie Aussprachen über die Bibel und einzelne Bibelworte. Die Bibel wird in all ihren Teilen wörtlich verstanden und gedeutet; ausgenommen das Alte Testament, das in Christo als erfüllt gilt und offenbar für die Sekte nur eine geringe Rolle spielt.

Kommt Bruder Kämmerling (der in Rheidt, einem Dorf am Rhein, wohnt) nach Berlin, was offenbar verhältnismäßig recht häufig geschieht, so ist Predigt. Dann fällt der heilige Geist oft auf einzelne Teilnehmer der Versammlung mit solcher Macht und Wucht, daß sie besinnungslos zu Boden stürzen. „Manchmal lagen schon sechs an der Erde,“ so hörte ich. Zuweilen soll man über den Gesegneten auch ein helles Licht sehen, das strahlende Licht des Geistes, der sich auf sie hernieder senkte. Bruder Kämmerling ist der einzige „Hirte“ der Dissidenten-Christen; ein zweiter, der in Potsdam stationiert war, ist unlängst gestorben.

Die Sekte besteht schon seit einigen Jahren; in Rheidt, Hamburg, Hannover, Dresden, Potsdam, Magdeburg hat sie ihre Gemeinden. Daß Berlin in diesem Kreis nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst. Groß ist die Berliner Gemeinde nicht; aber daß sie über überzeugungstreue Glieder verfügt, hat die sensationelle Gerichtsverhandlung zur Genüge erwiesen. Der Eifer dieser Sektierer hat etwas Rührendes; käme er einem besseren, verständigeren Ziele zu gute, wie könnten wir uns seiner freuen! So aber dient er einem dunkeln Wahn, dem wir keine begeisterte Zustimmung, höchstens unser Mitleid, ein menschliches Rühren entgegenbringen können.

Die christlichen Theosophen

Ein erster Eindruck.

An einer Litfaßsäule inmitten Berlins ein rotes, schreiend rotes Plakat. Man ist gewöhnt, die verschiedensten Namen an dieser Stelle zu lesen, aber der, den ich heute lese, hat wohl noch nie oder doch nur sehr selten hier geprangt: der Name Jesu; in großen schwarzen feierlichen Buchstaben auf rotem, schreiend rotem Grund der Name Jesu. Daneben ein anderer: Kaiphaz. Ich lese folgendes:

Jesu
feierlicher Schwur vor Kaiphaz
ist jetzt erfüllt!

Des Menschen Sohn ist gekommen in den Wolken des Himmels, in lichten Wolken, welches seine Worte sind, die er jetzt in der Zeit des Endes in Gestalt von diktierten Büchern unter die Menschen verbreiten läßt.

Jeden Donnerstag Abend 8 1/2 Uhr Vortrag mit Diskussion im Vegetarischen Speisehaus, Mauerstraße 66/67. Eintritt frei für Jedermann.

Lange stehe ich noch verwundert, notiere mir Buchstabe für Buchstabe. Leute kommen und gehen, flüchtig überblicken sie die Anschläge, wenden sich ab, schreiten weiter. Ein Pärchen faßt Posto mir zur Seite. Sie wollen sich einen fidelen Abend machen, suchen die Theateranzeigen ab; ich bin im Zweifel, ob sie sich für die Geisha oder für den Zapfenstreich entscheiden werden. Aber mehr noch interessiert mich, ob ihr Blick nicht zufällig einmal auf mein seltsames Christusplakat fallen wird. Nichts. Auch sie nicht. Und weiter hastet der Strom an der Säule vorüber.

*

*

*

Am festgesetzten Abend im Vegetarischen Speisehaus. Natürlich nicht im Hauptzimmer, sondern in einem kleinen Gemache nebenan. Aber die Türen stehen offen, oder vielmehr es gibt keine Türen, nur Portièren, und jeder, der um diese Zeit sein vegetarisches Abendbrot in der Mauerstraße einzunehmen gewöhnt ist, sieht sich gezwungen, an den kommenden Ereignissen teilzunehmen. Man sitzt um drei oder vier Tische herum, das heißt, wer Platz an den Tischen gefunden hat. Die übrigen gruppieren sich nach Wahl und Gutdünken. Der Raum ist gefüllt, immerhin sind wir unter uns, etwa 25 Leute. Ich wette, daß die meisten von ihnen gekommen sind, in der Versammlung den aus den Wolken herniedergestiegenen Christus in persona zu sehen. Das rote Plakat mußte ja solche Hoffnungen geradezu großzüchten. Einer der Männer, die am Haupttische Platz genommen, trägt denn auch den Christustypus deutlich zur Schau, den Typus, wie ihn unsere Maler in direktem Gegensatz zu allen historischen und rassenphysiologischen Untersuchungen nun einmal aufgestellt haben. Gerade bei den Vegetariern ist dieser Typus nicht selten; die vegetarische Lebensweise verleiht dem Gesicht leicht einen übertrieben weichen, weiblichen Zug. Doch vorläufig sitzt der vermeintliche Christus still in sich gekehrt. Später merkt man, daß er wohl ein Anhänger, aber nicht der eigentliche Verkünder der neuen Lehre ist.

Das Publikum ist sehr gemischt: eine Anzahl vornehmer besserer Elemente, sogar ein älterer Herr, dem man den Offizier ansieht, mit Gattin und Sohn; eine Anzahl Geschäftsleute; ein paar alte Mütterchen, das eine ein biederer rotes Tuch über den Kopf geschlagen, wie man es sonst nur auf dem Dorf sieht; mehrere noch recht grüne Jünglinge. Viele Fanatiker sind darunter, auch Frömmeler, die schon vor Beginn die Augen zum Himmel schlagen in frommer Erwartung der Dinge, die nun kommen werden; Weiber, die bei den kommenden Offenbarungen aufs eifrigste mit dem Kopf nicken werden und bereit sind, jeden Widersacher in Grund und Boden zu verdonnern. Ringsum hört man erwartungsvolles gedämpftes Flüstern. Einer der Herren erhebt sich, um jedem der Be-

sucher ein gedrucktes Quartblatt zu überreichen. Eine „Predigt des Herrn“, mit der verheißungsvollen Aufschrift „Nehmet, leset, prüfet!“ Doch vorläufig ist die Stimmung dem geschriebenen Wort noch nicht gerade günstig. Man harret des Redners, das macht unfähig, andachtsvoll zu lesen. Es dauert noch lange. Verstohlen tastet man nach der Speise- und Getränkekarte. Bier ist ostentativ von der Karte gestrichen. Ich überlege, ob ich mir Apfelperle oder Fruktin bestellen soll. Eins so schlimm wie's andere, und ich sehne mich nach Gerstenjaft.

Da endlich erhebt sich am Ende des Haupttisches ein kleiner, unauffällig aussehender Herr. Zunächst hat er nichts vom Schwärmer an sich, doch wenn man ihn länger betrachtet, so merkt man, daß er eine merkwürdige Art zu sehen hat; er schaut aus tiefstliegenden Augen und sein Blick hat etwas Unruhiges, etwas Suchendes, Gejagtes, aber auch etwas Vergeistigtes, ausgesprochen in sich Gefehrtes. Er hat den Mut, hier, im Speisehaus, vor einer bunt zusammengewürfelten Schar seinen Vortrag mit einem regelrechten Gebet zu eröffnen. Es ist so ziemlich alte Schablone und man ist, wenn das letzte Wort des Gebets verflungen ist, noch keinen Deut flüger als zuvor.

Und nun der Vortrag; langsam und umständlich setzt er ein. Der Redner spricht frei, aber senkt fast bei jedem Wort den Blick, als ob er es sich aus dem Konzept heraussuchen müsse. Zuweilen kanns scheinen, als stände er unter dem Eindruck einer leisen Furcht; es ist ja gewiß kein Kleines, vor Menschen, die man nicht kennt, von deren Leben und Glauben man keine Ahnung hat, eine neue Lehre zu predigen. Aber worin besteht die neue Lehre? Mit raffinierter Vorsicht geht der Redner zu Werke. Er stellt sich in strikten Gegensatz zu denen, die da sagen, man brauche sich um Christus nicht weiter zu kümmern, auch zu denen, die von einem historischen Christus nichts wissen wollen, die seine Lehre nur bildlich und symbolisch aufgefaßt wünschen. Christus ist ihm wirklich, ist ihm eine Realität. Wie alle Sektengründer fängt auch er an, vom Urchristentum zu sprechen. Mit dem ersten Konzil von

Nicäa setzt nach seiner Idee die Verfälschung des Christentums ein; hier wurde der christliche Kanon festgestellt, die christliche Ueberlieferung also in zwei scharf von einander geschiedene Hälften geteilt; der eine Teil die heilige Schrift, der andere die unkanonischen Bücher (viele Evangelien, Ev. Petri, Ev. Nicodemi und andere, Briefe u. s. w.) nichts Anderes denn Menschenwerk. Man horcht auf. Aha! Die unkanonische Literatur soll auf den Schild erhoben werden.

Aber es kommt anders. In einer geschickten Wendung kommt der Redner auf die Dreieinigkeit zu sprechen. Gleich den Swedenborgianern greift er die Dreieinigkeitslehre scharf an. „Drei Personen! Was sollen uns drei Personen? Wir haben einen Gott; die Dreieinigkeitslehre beruht auf einem eklatanten Mißverständnis. Der Vater bedeutet nicht eine Person, er ist einfach „die Liebe in Gott“, der Sohn „die Weisheit in Gott“ und der heilige Geist „die auswirkende Kraft“. Eine Fülle von Mißverständnissen hat sich im Laufe der Jahrhunderte angehäuft. Ueberhaupt hat Christus so gut wie immer in Gleichnissen gesprochen, und diese Gleichnisse konnten nicht jedermann verständlich sein. Eine fortschreitende Offenbarung ist nötig, um ihnen allmählich auf den Grund zu kommen. Der Mensch hat sich in diesen nun bald zwei Jahrtausenden enorm entwickelt, er faßt, wenn anders er sein Ohr der neuen Offenbarung nicht verschließt, heute Dinge, die die damalige Menschheit nie hätte fassen können.“

Und es bleibt bei der fortschreitenden Offenbarung. Das Motto für den Vortrag ist gefallen, wir kommen nun nicht mehr davon los. Nachdem noch allerlei Allgemeines über das Thema gesagt, auch ausgeführt worden ist, daß eine neue Offenbarung heute schon deshalb unbedingt erfolgen müsse, weil das tausendjährige Reich in Sicht sei (6000 Jahre sind seit Adams Zeiten verflossen, das siebente Jahrtausend ist der Sabbath des Herrn), wurde uns plötzlich und sehr unvermittelt Herr Jacob Lorbeer als der neue Prophet von Gottes Gnaden vorgestellt und nahe gebracht.

Nun will ich gleich vorausschicken, daß Jacob Lorbeer

das Unglück hat, in keinem Konversationslexikon, keinem Fachlexikon Aufnahme gefunden zu haben. Ich glaube, daß niemand von seinem Wirken Notiz genommen hat, als eben dieses kleine Häuflein christlich theosophischer Männer, das, durch die Lande zersprengt, durch die Jahrzehnte hindurch zusammengehalten und nun auch in Berlin festen Fuß gefaßt hat. Mit Schrecken sehe ich, daß Jacob Lorbeer eine ganz riesige Literatur auf dem Gewissen hat, darunter Werke, die bis zu 1600 Seiten umfassen. Wer den Ehrgeiz hat, ein Lorbeerforscher zu werden, mag reiche Arbeit und Beschäftigung finden. Ich habe ihn vorläufig nicht und bekenne offen, daß sich meine Kenntnis des Propheten nur auf das beschränkt, was ich an diesem Abend gehört und was ich in einem kleinen Auszuge seiner Schriften, den ich dort erstand, gelesen habe.

Lorbeer lebte um das Jahr 1840 in Graz. Ursprünglich sollte er Priester werden, war aber dann umgesattelt und ernährte sich als Musiker. Eben war ihm eine glänzende Stellung im Auslande angeboten worden, da vernahm er deutlich in sich eine Stimme, die also zu ihm sprach: „Stehe auf, nimm den Griffel und schreibe.“ Widerwillig tat er das, und bald erkannte er, daß es Gott war, der sich seiner Hand, seiner Feder bediente. Jetzt gab er alle andere Arbeit auf, lebte von nun an allein seiner prophetischen Tätigkeit. Er schrieb, wie mir gesagt wurde, nicht automatisch, wie es die spiritistischen Medien tun, sondern kannte jedes Wort, das er aufzeichnete, doch ohne den Sinn der großen Zusammenhänge im voraus zu ermessen oder zu ahnen. Hatte er einen Abschnitt vollendet, so empfand er ihn selbst als wunderbare, ihm unbegreifliche Gottesoffenbarung. Und er fand Anhänger, Anhänger, die seine Schriften der Bibel als schlechthin ebenbürtig und gleichwertig an die Seite stellten. Die christlichen Theosophen tun das noch heute; ja sie gehen noch weiter: ihre Bücher tragen der Bibel gegenüber den Stempel der höheren, der reineren Offenbarung; die Bibel erklären sie für „noch sehr mangelhaft“. „Ich habe beschlossen“, so sagt Jesus durch den Mund ihrer Propheten, „die jetzige Bibel nach einer

bestimmten Zeit von der Welt verschwinden zu lassen, damit kein Zwieliht, woraus Zwietracht folgt, mehr leuchten wird.“

Der neuen Offenbarungen in diesen Schriften ist eine ganze Menge. Zunächst lehrt Lorbeer, daß Adam nicht der erste Mensch gewesen ist, daß vor ihm schon längst Menschen auf der Erde wohnten, daß ihnen aber das fehlte, was wir den Geist nennen. Lorbeer hatte augenscheinlich die bahnbrechende Entdeckung Darwins vorausgeahnt und dem darwinistischen Entwicklungs-Gedanken nur eine etwas komische und sensationelle Form gegeben. Wenn die Bibel sagt, Adam lebte im Paradiese, so ist das nach Lorbeer bildlich zu verstehen; es heißt: Adam lebte im Zustande der Unschuld. Ebenso will Lorbeer das tausendjährige Reich bildlich verstanden wissen. Christus kommt, um in den Herzen der Menschen zu wohnen, um die Welt ganz mit seiner Liebe zu erfüllen, und der Wegbereiter dieses Kommens ist eben Herr Jacob Lorbeer, der neue Offenbarer göttlicher Geheimnisse.

Als der Redner diese und einige andere neue Wahrheiten bekannt gegeben hatte, ging er daran, aus Jacob Lorbeers Werken Einiges zu verlesen. Und zwar, habe ich recht verstanden, ausschließlich aus dem Buche, das sich die „Hau-shaltung“ betitelt. Es heißt da etwa folgendermaßen: „Du fragst, ob es überall auf den Sternen Menschen gebe, wie auf der Erde. Und Ich sage dir: ja. Ueberall sind Menschen; Menschen, die aus Meinen Händen hervorgingen und Mich erkennen nach den Händen; Menschen, die aus Meinen Füßen hervorgingen und Mich erkennen nach den Füßen; Menschen die aus Meinen Lenden hervorgingen und Mich erkennen nach den Lenden; Menschen, die aus Meinen Haaren hervorgingen und Mich erkennen nach den Haaren; Menschen, die aus Meinen Eingeweiden hervorgingen und Mich erkennen nach den Eingeweiden. Leben und Seligkeit dieser Menschen entspricht jeweils dem Teil, aus dem sie hervorgingen, denn Ich bin überall voll Liebe, ja, Ich bin die Liebe selbst. Die Menschen der Erde aber sind aus dem Centrum Meines Herzens hervorgegangen, so sollen sie Mich auch nach dem Centrum des Herzens erkennen, nicht als ihren Schöpfer, sondern als ihren

Vater. Alle Geschöpfe lieben Mich, denn sie sind Mir entsprossen, nur Meine Kinder wollen ihren Vater nicht und verschmähen Mich.“ Daran knüpfte der Redner einen dringenden Ruf zur Buße und Einker. Er zitierte dann weiter mit der Bemerkung: „Hier sagt der Herr folgendes.“ Lorbeers Worte sind schlechthin des Herrn Worte.

Hin und wieder schreibt Lorbeer gesucht geistreich und kapriziös, einmal versteigt er sich zu dem Bonmot: „Ich gebe euch eine Erde für einen Pfennig und eine Welt für einen Groschen.“ Oft ist sein Stil ziemlich zweifelhafter Natur, dito seine Ausdrucksweise. „Das soll sich jeder hinter die Ohren schreiben,“ sehr biblisch klingt das nicht. Ein andermal vergleicht er die neue mit der alten Offenbarung. Er gibt da zu, daß die alte Offenbarung, die Bibel, für hungernde Seelen auch Brot gewesen sei, aber nun in der neuen, der Lorbeerschen Offenbarung, sei ein köstliches Moment hinzugekommen: „Der Honig der Liebe und die Milch des ewigen Lebens werde nun auf dieses Brot gestrichen.“ Ueberhaupt heißt jedes dritte Wort bei Lorbeer „Liebe“; doch bleibt dieser Liebesbegriff einigermaßen dunkel und verworren. Klar wird nur das eine: selig wird nach Lorbeer jeder, der die Liebe hat, gleichgültig ob Christ oder Heide. Recht humoristisch wirkte es zuweilen, wenn der Redner die bildliche Sprache seines Textes den Zuhörern erläutern wollte. Trotz all seiner Geschicklichkeit konnte es ihm dann passieren, daß er sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Das neue Jerusalem kommt nun herab zur Erde, die Last seiner Paläste wird zermalmen die Berge, d. h.“ — und er blickte herausfordernd in die Versammlung — „d. h. — na ja, — eben geistlich verstanden.“ Und die Lektüre ging weiter.

Der Vortrag ist zu Ende, die Diskussion beginnt. Ein untersehtter Mann, schwarzhaarig, schwarz gekleidet, erhebt sich. Etwas Imponierendes liegt in seiner ganzen Persönlichkeit. Trotzig sieht er aus, hartnäckig. Ein, derber Bauertypus, etwa eine Michael Kohlhas-Natur. Es muß nicht gut anbinden sein mit ihm. Er bringt einen kleinen Gedanken und reitet auf ihm mit einer Hartnäckigkeit sondergleichen einige Minuten

herum. „Der Redner hat gesagt, wir müssen uns den Himmel, der uns verhießen wird, verdienen. Wir müssen ihn uns zu verdienen suchen.“ Jedes Wort wird betont. Der Sprecher ist jedenfalls überzeugt, etwas ungemein Bedeutendes zu äußern. „Darauf eben kommt es an, das ist von ungeheurer Bedeutung, dieses Suchen, dieses sich zu verdienen Suchen. Ja, das ist überhaupt der Kernpunkt des Ganzen. Und darauf möchte ich nun das Augenmerk der Zuhörer insbesondere lenken. Wie suchen wir uns diesen Himmel zu verdienen? Vielleicht wird uns der Herr Vorstand über dieses Suchen freundlichst etwas mitteilen.“ Der „Herr Vorstand“ lieferte ein paar wohlgedrechselte Phrasen und der erste Sturm war glücklich abgeschlagen.

Ungeduldig hatte einer der Jünglinge bereits auf diesen Moment gewartet. Er stand schon kerzengerade hinter seinem Stuhl, dessen Lehne er nervös umfaßt hielt, und begann nun, sobald es still geworden, seinen Einwand hervorzustottern:

„Also — was ich sagen möchte —“ und er stieß überdies noch mit der Zunge an, „also — wir haben da alles Mögliche gehört, aber da gibts so bestimmte Punkte, und da muß ich widersprechen. Also — in der Bibel, da steht also ein Wort, also an Petrus gerichtet. Der Redner, der verwahrte sich also dagegen, eine besondere Kirche gründen zu wollen. Also das ist nicht möglich. Das ist falsch, wenn er meint, daß es nur auf die Liebe, so ganz allgemein auf die Liebe ankommt. Er sagt da, daß also auch ein Buddhist und ein Türke, und wie sie alle heißen, selig werden können, wenn sie also die Liebe haben. Aber das Wort an Petrus heißt: Du bist Petrus, also der Fels, und auf diesen Felsen will ich gründen meine Kirche. Meine Kirche! Also eine Kirche; nur eine Kirche. Man darf da nicht so allgemein reden. Ganz gewiß nicht, das ist falsch, das ist falsch . . .“

Und der Stuhl, den seine Hand unkrampft hatte, flog in der Erregung hin und her. Der Sprecher brannte in heiligem Eifer und stieß in grenzenloser Aufregung seine Worte heraus.

Als Antwort erhielt er den Hinweis auf den Bibelspruch:

daß am Ende der Tage ein Hirte und eine Herde sein werde. Da stünde nichts von einer Kirche, einer bestimmten Kirche, wohl aber von einer Herde, die alle Kirchen in sich begreifen würde.

Eine harte Stimme aus dem Zuhörerkreise unterbrach die Worte: „Ganz recht, ganz gewiß recht, nicht eine Kirche, nein, nein, nicht eine Kirche!“ Und es konnte beinahe den Anschein haben, als wenn man sich auf das Evangelium tolerantester Liebe, wie es die christliche Theosophie verkündet, einigen könnte.

Da aber kam ein Störenfried. Ein großer breitschultriger Mann meldete sich zum Wort, dem man das Talent zum energischen Geschäftsmann ebenso wie das zum unentwegten Fanatiker vom Gesicht lesen konnte. Er zitierte das Offenbarungswort, das der Gemeinde zu Laodicea einst zugedacht war: „Ich weiß deine Werke, daß du weder warm noch kalt bist. Ach, daß du warm oder kalt wärest! Weil du aber lau bist und weder warm noch kalt, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Du sprichst, ich bin reich, und habe gar satt und bedarf nichts, und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich und arm und blind und bloß. Ich rate dir, daß du Gold von mir kaufest, das mit Feuer durchrüttelt ist, daß du reich werdest;“ „und so weiter“, sagte er am Schluß. „Nun frage ich klipp und klar: Wer sind die Lauen? Wer sind die Kalten? Wer die Warmen? Und wer ist der, von dem Gold gekauft werden soll?“

Jeder mußte, das war ein feldhandschuh, der den Christlichen Theosophen hingeworfen ward, aber man verstand die Sache noch nicht recht. Was wollte der Mann eigentlich? Und der Lorbeer-Jünger hielt es für das Beste, auch ihm in Liebe zu begegnen und seinen Widerstand dadurch zu überwinden, daß er ihm einredete, die Sache sei doch sehr einfach, es gäbe eben laue, kalte und warme Menschen, und er freue sich, daß er in ihm einen warmen gefunden, und schlug ihm daher vor, Hand in Hand mit ihm zu gehen. Im Grunde würden sie sich ja gewiß verstehen, es würde sich eine Formel finden lassen, auf die man sich einigen könnte.

Aber der Kämpfe stand fest in den Schranken: „Wer ist

der, von dem wir Gold kaufen sollen? Und nun sage ich, das ist Christus. Und es ist falsch, zu behaupten, daß jeder, der die Liebe hat, auch das Himmelreich erben kann. Die Liebe macht nicht selig, aber Christus macht selig. Wer da glaubet und getauft wird, so heißt in der Schrift, der wird selig. Es ist doch so: nur eine Kirche ist die rechte."

Der Jüngling scharrete schon seit langem ungeduldig mit dem Stuhl. Nun war er aufgesprungen, stand wieder wie das erste Mal, riß ein Buch aus der Tasche, machte sich auf dem Umschlag eine Notiz, steckte das Buch ein, rückte laut mit dem Stuhl, riß wieder das Buch aus der Tasche, machte sich wieder eine Notiz, steckte das Buch von neuem ein: „Eine Kirche!“ so rief er, halb triumphierend. Aber das Wort wurde ihm schleunigst entzogen. Hilfeheischend sah er sich nach seinem Mitstreiter um, der aber achtete nicht auf ihn. Er redete weiter, ruhig und bestimmt, aber hinter seinen Worten loderte wilder Fanatismus. Ab und zu konnte er sich nicht mehr bezähmen und ließ seinem Eifer auch äußerlich die Zügel schießen. Er warf mit Bibelstellen um sich, daß der ganze Kreis ob dieser religiösen Kenntnisse erschrocken und verduht dreinschaute. Was war das für'n Mensch? Und plötzlich fuhr es heraus:

„Eine Kirche! Christus hat seiner Kirche Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer gegeben, so steht es Epheser am vierten im elften Vers. Wo sind hier die Aemter, die Er eingesetzt? Wo sind sie geblieben? Und das will Gottes Gemeinschaft sein? Wo sind die Apostel? wo die Propheten? wo die Evangelisten? wo die Hirten und Lehrer?“

Ich ließ mich vom Eifer des Gefechts hinreißen: „Sie sind ja Irvingianer!“ donnerte ich ihn an.

Wie von einer Tarantel gestochen richtete er sich auf. „Irvingianer?! Nein, niemals! Nicht Irvingianer.“

Zu spät fiel mir ein, daß die Katholisch-Apostolischen es als eine persönliche Beleidigung ansehen, wenn man sie mit dem heute noch üblichen, aber von ihnen nicht anerkannten Namen als Irvingianer bezeichnet.

Nachdem er sich als „Apostolischer“ (ich glaube nicht, daß er der neu-apostolischen Sekte, den Krebsianern, angehört) zu erkennen gegeben, predigte er weiter:

„So heißt es: Ihr müßt wiedergeboren werden aus Wasser und aus Geist. Wenn Türken selig werden sollen, wo bleibt dann die Wiedergeburt aus Wasser, und wo bleibt die aus dem Geist? Nein, nein, es ist uns gesagt, daß vor dem Ende viele Gemeinschaften kommen werden und sie werden sagen, hier ist Christus und da ist Christus, aber Christus selbst warnt uns: glaubet ihnen nicht.“ Das rief er mit erhobener Stimme. „Glaubet ihnen nicht, sie sind vom Teufel!“ Endlich setzte er sich, scheinbar sehr angestrengt.

Ein weißhaariger Mann hatte sich erhoben, der wie der erste Diskussionsredner den Bauertypus nicht verleugnen konnte. Dem Aussehen entsprach die ganze Redeweise. Der Gute strahlte von Kindlichkeit und Naivität, und seine Worte wirkten erquicklich inmitten all des Zanks und Haders. Er ging auf gar nichts ein, was bisher gesprochen worden war, und niemand konnte auch nur entfernt ahnen, was ihn bewogen haben mochte, gerade das zu sagen, was er nun vorbrachte.

„Ja, da muß ich nun auch sagen,“ so etwa begann er, „das hier, die Erde, die große, weite Erde, das ist nicht unsere Heimat, hier ist nicht unsere Heimat, hier nicht.“ Und nun zeigte er fromm nach oben. „Da oben, die göttliche Liebe da oben, die ist unser aller Heimat!“ Damit war sein Wissensvorrat erschöpft; da ihm aber seine Rede selbst ein bißchen kurz erschien, hielt er sie noch einmal. „Aber was ich sagen wollte, hier, das ist nicht unsere Heimat, nein, nein! Seht hinauf, dort oben, dort oben . . .“ Da mußte er sich setzen.

Es war nur ein kurzes Intermezzo, der Streit zwischen dem Irvingianer und dem Leiter der Versammlung setzte wieder ein. Letzterer suchte ihn dadurch aus der Welt zu schaffen, daß er zugab, daß Türken und Heiden vielleicht nicht den vollen Grad der Seligkeit genießen würden, sie würden sozusagen eine Kategorie der Seligen zweiten Ranges ergeben.

Das ließ sich dann natürlich eher hören. Aber der Irvingianer ließ trotzdem nicht locker. Den einen Streitpunkt ließ er fallen, um irgend einen anderen aufzunehmen.

Ein neuer Redner, feierlich im Bratenrock, meldete sich zum Wort. Er sah blaß und abgezehrt aus, allem Anschein nach ein Schwindsuchtskandidat. Pedant und Fanatiker in einer Person. Unruhig flackerten ihm die Augen; doch setzte er scheinbar leidenschaftslos ein: „Ja, meine verehrten Anwesenden, was soll man zur heutigen Debatte eigentlich sagen? Ich frage mich, was wohl Christus tun würde, wenn er hier, meine verehrten Anwesenden, heute in unserer Mitte wäre? Ich wills Euch sagen!“ Und nun tat er sich keinen Zwang mehr an, laut dröhnten seine Worte: „Ich wills Euch sagen. Damals, als sie ihm sein Bethaus zur Mördergrube machten, damals faßte er die Tische der Wechsler und schmiß sie um, daß alles zusammenfrachte. Und ich sage Euch, heute täte ers nicht anders. Er schmisße Euch Eure Tische um und dann nähme er einen Strick und würde mit dem Strick dreinschlagen, mitten zwischen Euch dreinschlagen. — Und dann wendete er sich an Euch, an Dich“ — er kehrte sich jäh um zu einem Weibe, das vorher eine verhältnismäßig harmlose Bemerkung in die Debatte geworfen hatte — „zu Dir spräche er: Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen? Und austreiben würde er Euch, alle hinaustreiben aus seinem Tempel, das täte er!“

Wir wußten alle nicht so recht, wie uns geschah; die meisten saßen zusammengeduck't, wie versteinert, anderen fing die Sache an, etwas komisch zu werden, um so mehr, als der Hagere dieser furchtbaren Vernichtungsrede eine Fülle verworrener mir direkt unverständlicher Ausführungen folgen ließ. Man griff sich an den Kopf, um sich zu versichern, daß er noch am rechten Platz saß.

Der Jüngling hatte freilich anderes zu tun, er machte sich mit nervöser Hast Notizen, meldete sich dann wieder zum Wort, begann seine Rede mit den denkwürdigen Worten: „Wenn wir alle, alle die wir hier versammelt sind, also die werten Zuhörer alle, also ich meine —“ und nun folgte ein

Veterum censeo, dessen Sinn den Weisen und Klugen ebenso wie den einfältigen Seelen verborgen bleiben mußte. Er kam dann sehr unvermittelt auf unzüchtige Abbildungen und unzüchtige Gedanken zu sprechen, ein Passus, durch den er sich auch für den Unkundigsten als Anhänger der Roerenschen Prinzipien und Glied der katholischen Kirche entpuppte.

Die Debatten wurden immer ungezügelter und sinnloser. Keiner sprach mehr von dem, was eigentlich zur Diskussion stand. Es war Zeit, sie zu schließen. Der Leiter tat dies mit einem Gebet, das dem ersten in Form und Inhalt gleich wie ein Ei dem andern. Es war spät geworden.

Ein klareres bestimmteres Bild der Christlichen Theosophen erhält man auch aus den Schriften, die ich mir heim brachte, nicht. Nach Lorbeer traten andere Propheten, auch Gottesmedien genannt, auf, die die Offenbarung fortsetzten. Der jetzige Hauptprophet heißt Franz Schumi, auch er lebt in Graz. Als Probe aus einem der Schumischen Bücher zitiere ich einen einleitenden Passus, den Druck und Vertrieb der Schumischen Werke — Verzeihung, der Werke Christi — betreffend:

„Der Druck Meiner göttlichen Bücher. 1904, 13. August. — Ich, Vater Jesus, übertrage hiermit den Druck meiner sämtlichen Bücher der Christlichen Theosophie an Franz Schumi. —

Meine lieben Kinder! Im vorliegenden Diktat übertrage Ich, Jesus, euer Vater, alle bisher von mir diktierten Bücher seit dem Jahre 1840 her zum Neudruck an Meinen Schreiber Franz Schumi, der sie nach Meinem ihm kundgegebenen Willen neu und rein und in neuem Format, das Ich ihm angegeben habe, nach einander neu herausgeben wird. Diese meine Entschließung entstand infolge der unrichtigen Handhabung Meines Willens in Bezug der Herausgabe, der Versendung und der Verbreitung. Ich habe viele Jahre unwillig nach Bietigheim geschaut; — nun ist endlich der Zeitpunkt angekommen, daß Ich als Autor und alleiniger Verfänger über Meine Lehre, Alles dem Schumi übertrage und nämlich ins Eigentum als Mein künftiger Herausgeber

aller Meiner Bücher. Dies zum allgemeinen Wissen Meines Willens und Meiner entscheidenden Verfügung; euer Vater Jesus, Amen."

Nun weiß man Bescheid, wie man sich Schumi gegenüber zu stellen hat.

Zion

Ich kam in das Lokal, ohne eigentlich zu wissen, was ich dort antreffen würde. Unter der „Christlich allgemeinen Kirche in Zion“ wußte ich mir nichts Rechtes zu denken, und auch nachdem ich auf einer der spärlichen Stuhlreihen Platz genommen hatte, war ich noch nicht gescheidter geworden als zuvor. Hinter einem weiß getünchten, mit schwarz-weiß-gelbem Tuch drapierten Pult stand der Redner, schon mitten in seiner Predigt begriffen; ein mittelgroßer Mann mit dunklem Vollbart, keineswegs fanatischen, eher etwas weichen, träumerischen Augen, seine Bewegungen leidlich plump und ungeschickt, ähnlich wie seine Redewendungen, auch seine ganze Auslegung der Schrift, die durchweg den Laien und Neuling verriet und bloßstellte. Die Zuhörerschaft war nicht gerade zahlreich, einige wenige Männlein und Weiblein, zum meist schon etwas angejahrt und verkrumpelt, etwas unsanft vom Leben mitgenommen. Ein, zwei Duzend mochten wir im ganzen sein. Aber selbst in dieser bescheidenen Zahl hätten wir als Gesamtheit noch imposanter wirken können, wenn wir uns nicht über den ganzen Raum hin verkrümelte hätten: ein bis zwei Mann in jeder Reihe. Uebrigens kam nach meinem Eintritt noch lärmender Zuzug: drei kleine Jungen, die sich offenbar nur unfugshalber einstellten. Sie vollführten einen Mordspektakel, so daß der arme Redner schier aus dem Konzept gekommen wäre und ihnen wiederholt mit drohender Stimme entgegen donnern mußte: „Jungs, nun müßt ihr aber endlich ruhig sein!“ Es half herzlich wenig.

Sehr ausführlich musterte ich den Versammlungsraum.

Die Fensterwand ausgenommen, war alles mit Bildern, Sprüchen und Guirlanden dicht verhängt. Sonderliche Bilder. Trotzdem ich das größte der Gemälde die ganze Zeit gerade vor Augen hatte, konnte ich nicht herausfinden, was es eigentlich vorstellen sollte. Ein unendliches blühendes Gefilde, tausende und abertausende von knospenden und treibenden Blütenköpfen, für diese Deutung entschied ich mich schließlich. Aber ob sie stimmt? Darüber ein dekoratives Stück. Eine weiße Taube, die sich vom Himmel hernieder senkt, quer über den Himmel ein flatterndes Band, darauf ein Bibelwort, das das dargestellte Symbol erläutern soll.

Und dann diese unendlichen Spruchtafeln und Spruchtäfelchen! Ich wurde mißtrauisch. „Ich bin der Herr, Dein Arzt,“ hieß es hier. „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und nahm auf sich unsere Schmerzen . . .“ hieß es dort, und ähnliches las man immer wieder. Ein kurzes Wort (ich glaube, es hieß: „Und doch will ich wiederkommen“) war als „Zionsmotto für das Jahr 1904“ bezeichnet und fand sich in einer ganzen Reihe von Exemplaren. Jeder Spruch war von den riesigen, mit bunten Papier- und Strohblumen durchsetzten Guirlanden, die sich über die ganzen Wände hinzogen, förmlich umwunden, und zwar in den mannigfaltigsten Figuren und Gestalten. Einmal war der grüne Rahmen ein Kreis, ein andermal ein Herz, dann wieder ein schlankes, lustiges Dreieck. Das Ganze ein wenig dilettantisch, aber trotzdem das Tannengrün schon einigermaßen welk und dürr war, doch freundlich und festlich.

Die Predigt bot nicht viel Besonderes. Der Redner sprach langweilig und trocken, zitierte Bibelstellen, die ihm jeder der Hörer gern geschenkt hätte, und besleißigte sich bei seiner Auslegung einer Weitschweifigkeit, die ermüdend und lähmend wirkte. Das ist das Quälendste bei solchen Laienpredigten, daß sie zumeist ein eigentliches Thema nicht haben. Sie kommen vom Hundertsten ins Tausendste, und wenn der Redner eine Sache erklären will, so fällt ihm beim ersten Wort der Erklärung ein, daß er auch dieses erklärende Wort erst erklären und deuten muß; er schiebt also eine zweite Er-

klärung ein, die dann wieder die dritte hervorruft, und es gibt nun kein Aufhalten mehr, von Augenblick zu Augenblick erscheint das Ziel verrückt und verschoben. Im folgenden Passus erinnere ich mich: „Gott ist nicht nur der Herr, Gott ist auch der König, er muß wieder sein Recht, seine wahre Königswürde unter uns einnehmen. Da war ein Theologe jüngst bei uns, der sagte: „Ja, das ist ja die Rebellion, Sie predigen ja den Aufruhr! Wenn Christus König wird, was wird dann mit den Herrschern der Erde?“ Ja, der hat ganz recht, die Könige müssen Christus seine volle Würde wiedergeben. Aber Rebellion predigen wir doch nicht. Der Theologe wollte uns der Staatsanwaltschaft anzeigen, aber sie können uns nichts anhaben, nichts können sie uns anhaben.“

Ganz plötzlich war der Redner, wie ich es schon längst erwartet hatte, auf Besprechung eines Krankheitsfalles gekommen; wie, das weiß nur Gott zu sagen; weder der Text, noch seine vorangegangenen Darlegungen gaben ihm ein inneres Recht dazu. Kurz, er erzählte: „Ja, da war eine alte Frau neulich, die ist ganz und gar von ihrem Leiden, einem sehr schweren Leiden geheilt worden. Hier in Berlin: ich kenne sie gut. Da fragten sie nun die Leute: welcher Arzt hat Sie denn so trefflich geheilt? Ist es der gewesen? oder der? Den muß man sich dann merken, daß man ihn auch im gegebenen Falle holt. Die Frau aber sagte: Nein, nein, das war kein Arzt, wie ihr ihn euch denkt, das war da oben der himmlische Arzt, der hat mich gesund gemacht. Ganz allein der. Und“, so fuhr der Redner fort: „auf solchem Weg, durch solch eine Heilung wird nun wieder die Botschaft, die wir bringen, in weiteren Kreisen bekannt, da kommen dann wieder andere Leute zu uns in die Predigt und hören den Ruf, der an sie ergeht.“

Auch die langweiligste, verworrenste, weitschweifigste Rede geht einmal zu Ende. Als das in unserem Fall geschehen war, wurde von einem auf einer der hintersten Reihen sitzenden „Bruder“ ein Gebet gesprochen, das insonderheit für Zion und seine Arbeit Gottes Segen und Beistand ersuchte. „Oh,

Herr, es geht ja so glänzend voran. Dein Werk gedeiht und wird groß und stark, und wir staunen ob der Herrlichkeit, die Du uns offenbarest. Diese letzten Jahre waren große gewaltige Siege für das Reich Gottes.“ Und nun wurde der „Generalauffseher“ dem Herrn empfohlen, dann auch der Älteste der Berliner Gemeinde, der gerade auf einer Reise, offenbar einer amtlichen, einer Art Missionsreise befindlich sein sollte. Darauf der Gesang eines Liedes. Ein bebrillter Jüngling setzte sich ans Harmonium und begleitete. Das schöne Instrument klang unter seinen Händen, da er unfähig war, die geringste Bindung zu vollziehen, grauenhaft klapprig und hart. Eine Qual, diese abgehackten Akkorde zu hören! Wer wie ich dem Spieler auf die Finger sehen durfte, konnte sich die Qual durch diesen komischen Anblick etwas versüßen. Ich werde nicht vergessen, wie diese ungewöhnlich langen knöchigen und ganz und gar ungelenken Finger die Tasten bearbeiteten. Im übrigen sind es frische hübsche Melodien, die man singt; vom feierlichen Kirchenlon ist nichts mehr zu verspüren. Das Lied, das für diesmal gewählt war, hatte etwas entschieden Bardenmäßiges an sich; laut und schallend hielt es die kleine Gemeinde durch. Als es ausgeklungen, wurde noch der christliche Segen gesprochen und die Versammlung war geschlossen.

Einen Augenblick später stand ich mit dem Redner, einem Diakon der „christlich allgemeinen Kirche in Zion“ im Gespräch. Die Gemeindeglieder, die sich an uns vorüberdrängten, grüßten ihn freundlich: „Der Herr sei mit Dir!“ und er gab den Gruß zurück. Dann fragte er mich liebenswürdig nach meinem Begehr. Ich erfuhr nun, was ich schon während der letzten halben Stunde geahnt, daß die „christlich allgemeine Kirche in Zion“ die Gründung jenes amerikanischen Schwärmers ist, der unter dem Namen des Propheten Elias im Sommer 1904 auch Berlin mit seinem Besuch beehrt hat. John Alex. Dowie, so heißt nach bürgerlicher Bezeichnung Amerikas neuestes Idol. Wenn mich nicht alles trügt, wird die „Zions-Kirche“ auch bei uns in Europa in Zukunft noch einiges unliebsames Aufsehen erregen. Generalauffseher Dowie

ist nicht der Mann danach, totgeschwiegen zu werden; er sorgt schon dafür, daß von ihm gesprochen wird. Ist ihm sein erster Berliner Besuch einigermaßen verunglückt, so kommt das nur daher, daß dem typischen Nankee zunächst deutsche Art noch allzu unbekannt war, als daß er sie am rechten Fleck zu packen und zu nützen wüßte. Aber das kann rasch anders werden.

Ich suchte bei meinem Diakon zu sondieren:

„Mit der christlichen Wissenschaft¹⁾ haben Sie nichts zu tun?“

„Oh, nein. Das ist Teufelshumbug. Nein, nein, gar nichts. Sie werden in unseren Schriften das Nötige finden.“

„Und worin besteht nun das Besondere Ihrer Lehre?“

„Wir haben eigentlich nichts Besonderes, nichts Neues. Aber Sie sehen, wir leben in einer ernsten Zeit, der Zeit der letzten Dinge; da sich das Tier zum Verzweiflungskampf rüstet, so ist es unsere Aufgabe, alles Verkehrte wieder ins rechte Gleis zu bringen, alle Dinge wiederherzustellen. Mr. Dowie ist der Wiederhersteller aller Dinge.“

„Und worin besteht die Wiederherstellung?“

„Nun, da ist vielerlei. Vor allem, wir fassen Christus nicht nur als Heiland, sondern auch als Heiler, als Heiler der Krankheiten.“

„Und darauf legen Sie besonderen Wert?“

„Gewiß, denn die Krankheit ist ein Ding des Teufels. Meinen Sie, die Krankheit kommt von Gott? Es gibt keine Krankheit, die von Gott kommen kann, das ist ein Ammenmärchen. Steht nicht in der Bibel geschrieben, daß Christus überall die vom Teufel Besessenen geheilt hat? Nun, was denken Sie sich unter den vom Teufel Besessenen? Es sind einfach die Kranken. Krankheit ist Teufelbesessenheit. Uebrigens Sie sind wohl Mediziner?“ unterbrach er sich.

„Nein, das bin ich nicht.“

„Sind Sie es auch wirklich nicht?“ Er war sehr miß-

¹⁾ Christian Science, als „Gesundbetelei“ in den letzten Jahren, wie erinnernlich, oft und leidenschaftlich besprochen und bekämpft.

trauisch geworden. Ich suchte das Gespräch wieder ins Gleis zu bringen, aber es wollte nicht mehr so recht gehen. Er wich mir in seinen Antworten geflissentlich aus.

„Sie heilen also? Durch Gebet?“

„Wir heilen nicht. Christus heilt. Wir legen die Hand auf, aber Christus ist's, der heilt.“

„Und Sie verwerfen den Gebrauch von Medikamenten grundsätzlich?“

„Sie scheinen mir da besondere Interessen zu haben. Hauptsache ist es für Sie, daß Sie sich erst als Sünder fühlen, als elenden Sünder, dann erfahren Sie das andere alles schon. Sie scheinen mir nur etwas wissen zu wollen. Da werden Sie Gottes Kraft nie erfahren. Gott offenbart sich den Weisen und Klugen nicht. Menschliche Weisheit ist nichts als erbärmliche Torheit“. Und er zitierte mir eine Reihe von Bibelsprüchen, die mich mit meiner unheiligen Wißbegierde zermalmten sollten.

Ich lenkte ein: „Da meinen Sie, daß der Glaube dem Menschen allein helfen kann?“

„Das ist doch ganz klar. Die Krankheit ist vom Teufel, also wer sich an Gott hält, der entgeht der Krankheit, Gott überwindet den Teufel. Hat nicht Christus bei seinen Lebzeiten alle Kranken geheilt, die sie ihm brachten?“

„Bei seinen Lebzeiten! —“

„Aber er lebt ja noch! Hat er nicht gesagt: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende?“ Und steht nicht geschrieben: „Christus gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit?“ Also muß Christus auch heute noch die Kraft haben, zu heilen und gesund zu machen.“

„Mit dieser Lehre müßten Sie es ja fertig bringen, den Tod aus der Welt zu schaffen. Der Tod ist doch eine Folgeerscheinung der Krankheit, wenn Sie also jede Krankheit heilen können“ —

Er wurde sehr ärgerlich. „Wir können gar nichts, aber Gott kann alles. Freilich, der Tod — der Tod ist natürlich auch Teufelswerk, aber so weit kann das doch nicht gehen,

der Tod wird bleiben. Doch Sie sind auf falscher Fährte, Sie haben hier ein besonderes Interesse und ich sage Ihnen, Sie kommen so nicht zum Ziel. Ich durchschaue meine Leute, ich habe Sie sofort durchschaut. Fragen Sie nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen, so allein können Sie die Wahrheit finden."

Und das war der einzige Bescheid, den ich noch bekam. Auf alle Fragen immer die gleiche Antwort. Auch über die Gemeindeverfassung, die Geschichte der Gemeinde, über den Propheten und sein Treiben erfuhr ich nichts mehr. Es war auch Zeit, daß ich mich verabschiedete. Es sollte Sonntagschule sein, und die Zions-Kinder scharreten bereits ungeduldig mit den Füßen und rückten lärmend auf den Stühlen. Einige Hefte, Publikationen der Zionsgemeinde, erstand ich für schweres Geld; sie sollten mir Aufklärung bringen.

Die Sekte des Propheten Elias ist nicht weniger anfechtbar, als die der Scientisten. Hier und dort eine Gesundbeteri, die für Leib und Leben derer, die sich ihr verschreiben, die schwersten Gefahren in sich schließt. Zwar hat der Gesundbeter vor dem Kurpfuscher den Vorzug aufzuweisen, daß seine Kur nie oder doch nur in den alleräußersten Fällen eine direkte Schädigung für den Patienten bedeutet. Das Konto der Tatsünden kommt für den Gesundbeter in Wegfall, das der Unterlassungssünden floriert dafür aber um so mehr. Der Prophet der Zionsleute erklärt nämlich die Anwendung von Medikamenten nicht nur für unnütz, sondern auch für sündig und lasterhaft. Kein Arzt, selbst kein Chirurg hat in Zion Eintritt, in keinem Falle. Miß Eddy, der Abgott der Scientisten, ist, soviel ich weiß, toleranter. Auch macht sie sich nicht, wie dies Elias tut, anheischig, alle und jede Krankheit mit ihrem System zu beseitigen. Dabei scheinen dem Propheten Elias irgend welche medizinische Kenntnisse nicht eigen zu sein. Kommt er in seinen „Blättern der Heilung“ auf Krankheitserscheinungen zu sprechen, so redet er meist wie der Blinde von der Farbe und die Krankheitsbilder, die er dann entwirft, machen einen höchst abenteuerlichen Eindruck.

Die Form der Heilung ist bei der Zionsgemeinde offenbar eine andere als bei den Scientisten. Die Scientisten müssen sich „konzentrieren“, um die Heilkraft ausüben zu können, und auch der zu Heilende bedarf, wie sie sagen, der „Konzentration“. Für beide Teile bedeutet der Prozeß eine äußerste Willensanstrengung. Eine hochgradige Suggestion ist im Spiel. Eine Suggestion, die mehr und mehr zur Autosuggestion des Patienten führen muß. Der Patient soll, das ist unbewußt das Ziel der ganzen Methode, zum Glauben an seine Gesundheit gelangen; und dieser Glaube an die Gesundheit führt eben zur Gesundung. Es liegt auf der Hand, daß sich tatsächlich viele Krankheiten auf diese Weise heilen lassen. Uebrigens ist das ja nichts Neues, wir haben schon heute Aerzte genug, die bei ihren Kuren die Suggestion zu Hilfe rufen, und in wenig Jahren wird sich ihre Zahl verdoppelt haben. So weit der Scientismus wirkliche Erfolge aufzuweisen hatte, sind dies eben Erfolge der Suggestionsbehandlung gewesen, und darin liegt das ganze Geheimnis. Der Scientismus hat mit Religion an und für sich gar nichts zu tun. Uebrigens braucht man nur einen Blick in die verworrenen Schriften Miß Eddys zu werfen, um zu erkennen, wie künstlich und geschraubt die Zusammenhänge sind, die der Scientismus zwischen seinem Dogma und seiner Methode hergestellt hat.

Bei der „Allgemeinen christlichen Kirche in Zion“ kann man von einem Heilsystem dagegen kaum reden. Das suggestive Moment, das Miß Eddys Methode noch einigen Sinn und Verstand gibt, wird ganz fallen gelassen und aufs schärfste verworfen. Nicht Konzentration, sondern der Glaube heilt, der Glaube an Christus den Heiler. Auf vierfache Art kann sich die Heilung selbst vollziehen:

1. (ich citiere wörtlich aus einer der mir zur Verfügung stehenden Schriften) „Durch das direkte Gebet des Glaubens ohne Beistand der Ältesten in der Kirche, wie der Hauptmann zu Jesus betete im Evangelium nach St. Matthäus Kap. 8, 5—12;

2. durch das vermittelnde Gebet zweier Gläubigen, wie

uns solches vom Herrn im Evangelium nach St. Matthäus Kap. 18, 19 versprochen wird;

3. durch die Salbung der Ältesten und ihr Gebet des Glaubens, wie solches im 5. Kap. der Epistel Jacobi Vers 14/15 geschrieben steht; und

4. durch Händeauflegen derjenigen, welche glauben, und die Gott zu diesem Amte vorbereitet und berufen hat, wie er solches im Evangelium nach St. Marcus Kap. 16, 18 und an anderen Stellen vorschreibt."

Der Heilungen, die auf solche Weise vollzogen werden, gibt es eine große Menge. Die „Blätter der Heilung“ berichten fortlaufend von diesen Fällen. Zumeist mögen sich die Phänomene, wenn anders sie wirklich beglaubigt sind, dadurch erklären, daß der Heilungsversuch gerade im richtigen Moment unternommen wurde, als die Krankheit auf dem Sprunge war, sich zu empfehlen; oder soll man gar die in den schärfsten Ausdrücken verdamnte Suggestion doch wieder als Erklärungsprinzip heranziehen? Jedenfalls tut man gut, sich stets daran zu erinnern, daß die Zahl der Heilungsversuche die der geglückten Heilungen natürlich unabsehbar übersteigt. Dr. Dowie ist gescheit genug, sich um den Erfolg seiner Experimente so wenig wie möglich zu kümmern. Hat er die Hand einem Patienten aufgelegt, so interessiert ihn der Fall nicht weiter; es sei denn, daß an dem Patienten wirklich das gewünschte Wunder geschehen ist. Mit merkwürdiger Offenheit spricht sich diese Anschauung in dem offiziellen Organ der Zionsleute aus.

Dr. Dowie hat seine besonderen Steckenpferde. Ich hörte schon davon gelegentlich meines Besuchs bei der Berliner Zionsgemeinde. Dem Tabak, dem Alkohol und dem Schweinefleisch hat er schärfste Fehde angesagt. Sie gelten ihm als die verderblichsten Krankheitserreger, daher als verabscheuenswerte, bespeienswerte Werke des Teufels. Hören wir Elias, den Wiederhersteller, selbst¹⁾: „Und ihr

¹⁾ „Der Bote des Bundes und das Kommen Elias', des Wiederherstellers aller Dinge." Vortrag gehalten von Rev. John Alex. Dowie, Generalaufseher der christlich-katholischen Kirche in Zion, im

nennt euch Christen? Hu! — Wie kann ein Mann ein Christ sein, dessen Schlund ein offenes Grab und dessen Magen eine Senfgrube ist? Ihr schmählichen Leute! Ihr säet Nikotin und erntet Amorosis (P), Lähmung, Krebs, Magenleiden, Darmleiden und überträgt sie auf andere. Ihr seid ärger als Hunde! Mir sind Hunde lieber als ihr, denn sie sind reiner und betragen sich besser als viele Männer, die Nikotin-Sklaven sind.“

Und er wendet sich, wie er dies in seinen Reden gern tut, an das Publikum, diesmal nur an das schöne Geschlecht:

„Sagt mir, ihr Frauen, ist es nicht ein schmutziges Geschäft?“

Frauen: „Ja.“

Dowie: „Nur heraus damit, unbekümmert um den teuren Gatten an eurer Seite, sprecht lauter!“

Frauen: „Ja!“ (Heiterkeit.)

Der Berichterstatter bemerkt weiter: „Diese Bestätigung kam wie ein Herzensausruf von den Tausenden der anwesenden Frauen.“

Dowie richtet nun das Wort an die Männer:

„Ihr wünscht doch wohl nicht, daß eure Frauen rauchen? Wie? Oder daß sie Tabak kauen? Wenn es für euch etwas Gutes ist, weshalb ist es nicht für sie gut? Warum bringt ihr ihnen nicht ein paar Stumpen heim? Ihr unsauberen Gesellen! Euch kann ich nicht brauchen . . . Oh, ihr Kinder des Teufels, was laßt ihr aus euch machen? Ich will hinter euch her sein und hinter eurer törichten Baal-anbetung, mit der ihr die Kirche degradiert, den Staat, die Nation, ja, die ganze Erde.“ Und er faßt sein Urteil in dem hübschen Resümee zusammen, die Mehrzahl der Männer sei, er schäme sich, es zu sagen, „eine schlimme übelriechende Sippe“. Schlagen wir an unsere Brust!

Wie wichtig gerade dieser Punkt für die Zionskirche ist, ergibt sich aus einem lustigen Schreiben eines Gläubigen an

den Nikotingegner Elias, in dem es folgendermaßen heißt: „Meine Frau bat Sie, zu beten, daß ich vom Tabak lasse. Und Gott sei Dank, Er hat mir die Lust am Tabakrauchen vollständig genommen. Wenn ich jetzt nur Tabak rieche, wird mir schon übel, aber doch war ich 18 Jahre hindurch der Sklave dieses Teufelskrautes. Seit ich dieses Gift aufgegeben habe, habe ich 10 Pfund zugenommen. Ich bringe Gott gern meinen Zehnten und weiß, daß, wenn ich ihn nach Zion bringe, Gott ihn erhält. Gott segne Sie, Ihre Familie und ganz Zion. Der Ihre in Christo. B.“

Ähnlich, nur vielleicht noch schärfer wird der Kampf gegen den Alkohol und das „abscheuliche Schwein“ geführt. Kein Schwein darf Zion betreten; keines in Zion geschlachtet werden, kein Anhänger Zions wird je auch nur einen Bissen genießen, der vom Schwein kommt. Und der Alkohol! Vor nicht langer Zeit machte Miß Carry Nation in Amerika von sich reden ob ihrer seltsamen Gelüste, den Alkohol mit Gewalt aus der Welt zu schaffen. Sie stürmte mit ihrer fanatischen Schar kurz entschlossen alle Lokale und Budiken, in denen Alkohol ausgeschenkt wurde, und was ihr dabei in den Weg kam, wurde kurz und klein geschlagen. Mit Worten treibt es Mr. Dowie nicht anders als Carry Nation mit der Tat. Mit demselben Geschütz etwa, das Graf Pückler gegen die Juden aufführt, geht Elias, der Wiederhersteller der Kunst der Restaurateure zu Leibe. Als die Zionsgemeinde in New-Hork ihre Visitenkarte abgab, wurden zwei Restaurateure bekehrt; triumphierend berichten die „Blätter der Heilung“, daß sie sofort ihre Lokale geschlossen hätten und nie und nimmer wieder öffnen würden.

Dowie übt ein unbeschränktes Regiment. In allen Weltteilen haufen die Anhänger seiner Lehre, oft versteckt, und wenig beachtet, aber sie bilden in ihrer Gesamtheit eine stattliche wohlgerüstete Schar. Alle Gemeinden unterstehen bedingungslos seiner Aufsicht. Er kassiert die Gelder und trägt als „Generalaufseher“ die Verantwortung für alles, was sich innerhalb der Gemeinde ereignet. Wie kam er zu dieser Macht? Dowie ist ein Usurpator, der an Kühnheit

und Frechheit seinesgleichen sucht. Aus eigener Macht hat er sich zu alle dem gemacht, was er nun ist. Möglich, daß er an sich selber glaubt, oder sich doch mit den Jahren dazu gezwungen hat, dies zu tun. Ist das aber nicht der Fall, so muß man sagen, daß er seine Prophetenherrlichkeit, in der er nun einherschreitet, mit einem Raffinement ohnegleichen vorbereitet und mähtlich heraufbeschworen hat. Dowie, jetzt ein Mann von 54 Jahren, nach den Bildern eine schöne, stattliche, imponierende Persönlichkeit, mit wallendem weißem Bart, war ursprünglich Prediger der Kongregationalisten-Kirche und als solcher zumeist in Australien tätig. Schon hier predigte er von Christus dem Heiler, erzielte auch, wie versichert wird, mit dieser Lehre die ersten handgreiflichen Erfolge. 1890 kam er mit seiner Gattin nach Chicago, verließ die Stadt aber zeitweilig wieder, um erst 1893 Chicago endgültig zur Centrale seiner Unternehmungen zu erheben. Die ersten Zionskirchen wurden gebaut, Dowie nannte sich den „Boten des Bundes“, und er genoß als solcher schon eine schier abgöttische Verehrung seitens seiner Anhänger. Das Werk breitete sich weit in die Lande hinein aus, und der Plan, eine eigene Stadt, eine Zionsstadt zu gründen, gewann immer festere Gestalt. Da entschloß sich Dowie, um seine Autorität ins Ungemessene zu steigern, sich als Elias ausrufen zu lassen. Er tat das in einer Versammlung am 2. Juni 1901 in Chicago. Und zwar in überaus schlauer Weise. Er knobelte aus der Bibel heraus, daß Elias dreimal auf Erden erscheinen mußte. Das erstemal unter Ahab, das zweitemal in der Gestalt Johannes des Täuflers, das drittemal kurz vor dem Ende als Wegbereiter des Herrn vor seiner Wiederkunft. Hätte er nun einfach erklärt: ich bin Elias, so wäre er vielleicht auf Widerspruch bei seinen Getreuen gestoßen. So aber hatte er sein Volk mit unendlicher Weisheit auf das Kommende vorbereitet, sie selbst sollten ihm seine Würde zuerkennen, sie selbst ihn zu seinem Prophetenamt berufen und krönen.

Er sprach von Johannes dem Täufer. „Den fragten die Leute: Bist du Elias? Er aber sagte: ich bin es nicht.

Doch Christus verkündete: er ist Elias! Wer hatte nun recht?" so apostrophiert Dowie die andächtige Gemeinde. „War Johannes Elias?"

Stimmen: „Ja!"

„Hatte er recht, wenn er sagte: ich bin es nicht?"

Stimmen: „Nein."

„Wer wußte es besser, Christus oder Johannes?"

Stimmen: „Christus."

„Wenn ich sagen würde, ich bin es nicht, und Gott sagt, du bist es, wer wird es besser wissen?"

Stimmen: „Gott."

Und Dowie sagt bescheiden: „Nun, ich habe lange genug bei gewissen Dingen gesagt, ich bin es nicht."

Nun erst, nach dem er das Volk, die Tausende ohne Ausnahme auf seiner Seite weiß, nun erst läßt er die letzte Hülle fallen. „Von Elias' letzter Manifestation haben alle Schriften gesagt, daß die leibliche, psychische und geistige Verkörperung Elias' die Gestalt eines Propheten, Priesters und Führers annehmen müsse. Ich sage es furchtlos, daß durch die Gnade Gottes ich es bin und sein werde!"

Und nun zwingt er all seine Kreaturen, all die Beamten seiner Kirche, die Oberaufseher, die Ältesten, Evangelisten, Diakonen, Diakonissen, ihn in seiner Prophetenhoheit anzuerkennen, oder aber dem Werk den Rücken zu kehren; den Ärmsten bleibt keine andere Wahl. Seitdem hat die Welt einen Propheten Elias.

Schon längst existirt die Zionsstadt. Mit großem Prunk scheint sie erbaut. Elias tritt stets großartig auf und mit Grandezza. Die amerikanischen Gottesdienste sind glänzend. Zu Beginn stets der feierliche Umzug des Chors und der gesamten Beamtenschaft. Alle, auch die Frauen in schmucke, gefällige Talare gekleidet, das Haupt mit lustigen flachen Mützen, Troddel nicht vergessen, bedeckt. Neben dem großen Chor gibt es einen Kinderchor, dann eine Trommel- und eine Pfeiferschar u. s. w. Dies gibt Abwechslung in den oft unerlaubt langen Gottesdiensten Zions. So dauert der regelmäßige Neujahrs-Gottesdienst (mit einer der Erfrischung

gewidmeten Pause) von 8 Uhr abends bis morgens 7 Uhr. Die Großartigkeit der Veranstaltung muß über die Müdigkeit der Zuhörer den Sieg gewinnen.

Der „Kriegszug“ nach New-York (1905, vielfach auch die „New-Yorker Visitation“ genannt) soll sehenswert gewesen sein. Die „Blätter der Heilung“ leisten sich die humoristisch wirkende Bemerkung, die „Visitation“ böte Stoff zu einem weit erhabeneren Epos, als es der alte Homer je gegeben. 3000 Kämpen hatten sich aufgemacht, die Weltstadt für sich zu erobern. 1905 soll die Fahrt wiederholt werden, und zwar nach einem Vorschlag des Propheten zu Schiff. Wenn möglich soll die Teilnehmerzahl dann 10 000 betragen, und ein kleiner Abstecher nach Europa ist auch in Aussicht genommen. Das könnte eine amüsante Sensation für uns geben, diese Zionsflotte.

Die Glieder der Sekte in Amerika gehören teilweise den vornehmen Ständen an. Das Einkommen Dowies, der von jedermann zum mindesten den Zehnten verlangt, muß ein enormes sein. Man muß allerdings zugeben, daß Dowie das Geld glänzend anzulegen weiß. Soviel ich aus den „Blättern der Heilung“ ersehe, hat er in Zion-City in sozialer Hinsicht vieles durchaus Bedeutende und Achtungswerte geleistet. Er ist der geborene Geschäftsmann, scheint aber für soziale Ideale viel Sinn zu haben. Für den Amerikabesucher muß es nicht ohne Reiz sein, die auf das System der Kooperation fundierten industriellen Institute der Zionsstadt einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen. Man findet dort Warenhäuser, Spigenfabriken, Sägemühlen, Ziegeleien, Elektrizitätswerke u. s. w. u. s. w. Alles in großem Stil. Zion hat seine eigene Bank, hat auch sein eigenes, sehr großes und offenbar sehr leistungsfähiges Verlagshaus. Zions-Literatur wird drüben en gros ediert; die „Siebziger“ (= Gemeindeglieder, die sich freiwillig zur Arbeit im Reiche Gottes erbotten haben) tragen sie aus in die Häuser. Auch hier in Berlin sind die Siebziger am Werk. Sie treffen sich am Sonntag zu bestimmter Stunde im Versammlungslokal und gehen von da aus nach allen vier Windrichtungen in die

große Stadt, die ihrer seligen Botschaft nicht glauben will, ihr keine Beachtung schenkt oder ihrer gar spottet. Aber sie verzagen nicht an ihrer Mission.

Kritik kann Prophet Elias nicht vertragen. Feuer geht aus seinem Munde, wenn er seiner Widersacher gedenkt. Auch in den Versammlungen will er nur Ueberzeugte und Gläubige sehen. Am Schlusse jeder Versammlung fordert er alle, die ihm glauben, die sich Jesu und dem Werke Zions widmen wollen, auf, sich von den Sitzen zu erheben. Kommt die ganze Zuhörerschaft dem Befehl nach, so ist er zufrieden. So sagt er zum Beispiel: „Alle, die wie ein Hund zu Jesu Füßen kauern wollen, die sollen jetzt aufstehen und ihre Sünden beichten.“ Und triumphierend überblickt er die Tausende. Oft wiederholt er dies Verlangen in einer Versammlung drei-, viermal. Aber wehe dem, der sich dem Propheten widersetzt! Wehe vor allem der gottlosen Presse, die seine Autorität verleugnet! In der ungeschlachten Polemik des Mittelalters kann man keine rüderen Töne finden, als sie der amerikanische Prophet diesen Bösewichtern gegenüber anzuschlagen beliebt. „Ihr seid ein Otterngezüchte, ich kenne euch, und der allmächtige Gott kennt euch auch. Ihr seid eine schlimme Sippe. Neun Zehntel von euch. Einige von euch mögen rein sein, aber ich würde es nicht wagen, es mit der großen Majorität unter euch darauf ankommen zu lassen.“ Da unter der Spezies der Schriftsteller und Redakteure die Nichtraucher noch immer selten sind, nimmt Dowie Gelegenheit, die Glieder der Presse als „Stinktöpfe“ zu bezeichnen. Und so geht es fort. Der Bearbeiter eines Schimpflektons dürfte an Elias' Expektorationen nicht vorübergehen.

Daß solche Roheitsausbrüche auf die Anhänger der Zionslehre, auch auf das Berliner Zionshäuflein, das, wie natürlich, Dovies Schriften aufs eifrigste studiert, nicht gerade veredelnd einwirken können, liegt auf der Hand. Dowie als Erzieger — eine böse Nummer!

Oschm-Rahmah-Johjijjah

Die theosophisch-kommunistische Loge Oschm-Rahmah-Johjijjah hat ihr Heim in einer wenig genannten, wenig bekannten Straße des Südostens von Berlin. Es ist ein Mietshaus wie andere auch, und man kann daran vorüberhasten, ohne etwas Besonderes zu bemerken. So ergeht es dem Arbeiter, der seinen Weg durch diese Straße nehmen muß, dem Geschäftsmann, der seinem Bureau zustrebt, vielleicht selbst manchem Künstler, manchem Forscher und Gelehrten, der sonst Berlins Sehenswürdigkeiten und Eigentümlichkeiten mit aufmerksamem Auge nachzuspüren pflegt. Nur wenige bleiben stehen und nehmen das kleine Schild in Augenschein, das auf das Lesezimmer der mit dem mystischen, fast abenteuerlichen Namen ausgestatteten Loge hinweist. Man muß den Hof durchschreiten, um zu diesem Lesezimmer zu gelangen. Ein blissauberer Hof, wie man ihn wohl, zumal in diesem Stadtteil, nicht so bald wieder antreffen mag. Er teilt sich in peinlich abgemessene Rasenteile, auf die Sträucher und Blumenstöcke und eine Anzahl mit großen bunten Glasfugeln gekrönte Pfähle verstreut sind. Die Glasfugeln, in denen man sich lustig spiegelt, tragen mit ihren hellen leuchtenden Farben einen Klang von Freude und Wärme in das Bild hinein, der in diesem Milieu durchaus eigenartig und neu wirken muß. In den Bauerngärten meiner Heimat sah ich diese bunten Kugeln oft, nun begrüßte ich sie mitten in der Großstadt wie alte liebe Bekannte. Im Hinterhaus, zu ebener Erde wieder das Schild, das mich hereingelockt hatte. Ich klingelte, und während die Glocke schellte, war ich etwas verlegen darum, wie ich die Wirtsbegierde, die mich hierher getrieben, entschuldigen und rechtfertigen sollte. Alles Bedenken schwand, als mir eine einfache, sehr einfach, aber nicht ärmlich gekleidete Frau die Tür öffnete und mich aufs freundlichste willkommen hieß. Sie bedauerte, daß der Geschäftsführer der Loge nicht anwesend sei, erklärte sich aber auf meine Bitte gern und liebens-

würdig bereit, mir einige vorläufige Erklärungen über Tendenz und Verfassung der Loge zu geben; so gut es eben in ihren Kräften stehe.

Und nun saßen wir in dem kleinen Bibliothekszimmer (zugleich das Versammlungszimmer der Loge), das mehr traulich und gemütlich als feierlich wirkt. Ringsum hängen Bilder, Bilder von Moritz von Egidy, Swedenborg, von Albert Artopé, dem Begründer der Loge, und anderen. Vorn steht ein Rednerpult, an der entgegengesetzten Wand der Bibliotheksschrank, in dem ich gute theosophische, religions-philosophische und auch populär-wissenschaftliche Werke sah; der Raum, der dazwischen verbleibt, ist mit Stühlen dicht besetzt.

Und ich ließ mir erzählen.

Die Logenglieder leben nach streng kommunistischen Grundsätzen. Heute sind es ihrer 24. Sie haben gemeinsame Kasse, und jeder ist verpflichtet, seinen ungeschmälernten Verdienst dieser Kasse zuzuführen. Es gibt überhaupt kein Privateigentum. Wer in die Loge eintritt, hat ihr all seinen Besitz zu übergeben, dann ist nichts mehr sein eigen, oder vielmehr alles ist sein eigen, was der Loge gehört. Die Statuten der Loge besagen wörtlich: „Jeder einzelne kann über alles frei schalten und walten, seine Meinung und Anschauung frei äußern, und zum Ausdruck bringen. Jeder ist gleichsam wie Kind, Bruder oder Schwester im Hause, denn alle gehören nur einem Vater und einer Mutter an, d. h. der göttlichen Liebe und Weisheit.“

„Es ist ein durchaus geistiger Kommunismus,“ wurde mir im Gespräch bedeutet, „wir leben nicht zusammen, um ein interessantes soziales Experiment zu machen, oder um irgend welche Vorteile für uns dabei herauszuschlagen, sondern einzig und allein, um auf ein andergeistig einzuwirken, uns geistig zu bilden und auszubilden. Mit einem Wort, um unseren Glauben, unsere Lebensanschauung auch wirklich zum praktischen Austrag zu bringen.“

„Und Sie haben alle den gleichen Glauben, die gleiche Lebensanschauung?“

„Dadurch eben sind wir zusammengeführt worden. Das ist das, was uns eint, was uns aneinanderkettet.“

Wie ließ sich mit dieser schlichten Frau so verständlich und gründlich reden! Wäre die Loge Oschm Rahmah Johjijah um eine Reklame verlegen, die beste Reklame gäben diese Menschen selbst ab, die sich trotz ihrer bescheidenen pekuniären Verhältnisse und ihrer doch immerhin bedrückten und mühseligen Lebenslage eine Geistes- und Herzensbildung verschafft haben, um die sie manch einer aus den oberen Zehntausend beneiden könnte.

Ja, was ist ihre Lehre?

Ich fragte nach der Bedeutung des wunderlichen Logennamens, den sie sich beigelegt. Es seien indische Worte, so lautete die bereits erwartete Antwort. Oschm bedeute die Wesenheit, zu der sich der Mensch in seinen früheren Daseinsformen emporgearbeitet habe, und umschließe eigentlich alles, was vor der letzten Geburt dem Menschen zugestoßen, auf ihn Einfluß gewonnen habe. Rahmah sei die Gegenwart mit ihren Kämpfen und Wirrungen, ihrem Werden und Vergehen, Siegen und Unterliegen. Und im Gegensatz zu dem unbefriedigenden Oschm und dem unberechenbaren Rahmah stehe dann das Johjijah, die endliche Harmonie, in die sich alle Dissonanz auflöse, in der alle, auch die verworrensten Leidenschaften ausklingen müssen. In einem der Gesänge der Loge werden diese Beziehungen wie folgt ausinandergesetzt:

Darum, Oschm, kämpfe treu in Rahmah,
Bis du in dir Johjijah erringst,
Dann thront in dir auch der Fürst Gautamah,
Dem du dann dein Lob- und Danklied singst.

Man sieht, das alles ist buddhistisch gefaßt und entspricht im wesentlichen dem Bekenntnis der meisten unserer theosophischen Gesellschaften und Vereine.

Doch die Loge hat ein Moment, das ihr ganz besonders und ganz allein eigen ist. Ich muß da von ihrem Stifter sprechen. Albert Artopé, ursprünglich Berliner Stadtmissionar, gründete 1886 in Berlin eine „Neu-Kirchen-Gemeinde“, das

heißt eine jener kirchlichen Gemeinschaften, die sich an Swedenborg und seine religiösen Werke anlehnen, sich auf die Offenbarungen, die ihm zu teil geworden, aufbauen. Die „Neue Kirche“ ist eine der interessantesten und für mein Empfinden sympathischsten Erscheinungen in unserem Sektenwesen. Wenn unsere heutige Zeit Swedenborg wieder im Trara auf den Schild erheben möchte, so ist das von vornherein ein verunglücktes Beginnen. In Swedenborgs Schriften sind bereits neun Zehntel unfruchtbares ödes Land; aber um des zehnten Zehntels willen lohnt es sich auch heute noch, dem Stockholmer Weisen, der nebenbei gesagt für seine Zeit eines der allseitigsten eminentesten Genies gewesen ist, näher zu treten. Und um dieses zehnten Zehntels willen kann auch die „Neu-Kirchen-Bewegung“ dem modernen Menschen noch das lebhafteste und wärmste Interesse abnötigen. Dies zehnte Zehntel ist die von Swedenborg gepredigte Lehre von der Entsprechung. Ich komme später darauf zurück.

Schon nach einigen Jahren löste Artopé die Berliner „Neue-Kirche“ wieder auf, da es ihr am rechten inneren Leben mangelte, und bald darauf errichtete er die Loge. Hier nun vermählte sich der Swedenborgianismus mit der Theosophie. Zwei sehr verschiedene Elemente, die sich nicht ohne weiteres zu vertragen vermögen und die intime Ehe, zu der sie sich in der Loge Oschm Rahmah Johjijjah verbunden haben, erst eingehen konnten, nachdem sie sich gegenseitig gründlich auseinandergelegt und aneinander abgeschliffen hatten.

„Wie ist nun Ihre religiöse Ueberzeugung?“ fragte ich, als ich über die geschichtliche Entwicklung einigermaßen im klaren war.

„Wir glauben an das Eine Göttliche, an das Göttliche in uns, an die ewige Entwicklung, in der wir stehen — an die Entwicklung, die uns diesem Göttlichen entgegenführt —

„Und an die Bibel?“

„Die Bibel gilt uns als das Buch, das den inneren Sinn am reinsten und klarsten hervortreten läßt, das ganz aus diesem innersten Sinn heraus geschrieben ist. Aber es

gibt noch andere Bücher, bei denen dasselbe, wenn auch nicht in dem vollkommenen Maße wie hier, der Fall ist."

"Und der innere Sinn?"

"Sie kennen doch die Lehre von der Entsprechung? Die Lehre, daß der äußeren Welt eine innere, ihr genau entsprechende gegenübersteht, daß diese äußere Welt nichts Anderes ist als ein Spiegelbild der inneren? Sie wissen das doch alles? Die Bibel hat außer der tatsächlichen Bedeutung eine zweite, nur dem erleuchteten Geiste erkennbare. Das ist das Tiefe, das Tiefste, was sie geben kann. Sie ist ein ungeheures Gleichnis, und auch alles Einzelne, was sie sagt, ist als ein gewaltiges Bild zu würdigen, als ein gewaltiges Gleichnis zu verstehen. Nur wer das erkannt hat, der weiß zu sagen, was die Bibel ist — und worin ihr Wert liegt."

Theosophie und Swedenborgianismus. Theosophisch der pantheistische Gottesgedanke, das Bekenntnis der sieben Ebenen, in denen sich das All bewegt und der Glaube an die Reinkarnation, neukirchlich und extrem-neukirchlich, extrem swedenborgianistisch die ganze Art und Weise der Bibeldeutung.

Ein Beispiel für diese Bibeleregeze will ich anführen: Es betrifft die Geschichte Davids und Goliaths. Hören wir: „Der Riese Goliath (von Glanz abgeleitet) bedeutet: eine glänzende Macht der Scheinheiligkeit und Frömmigkeit besitzen. Auch kann man darunter die äußere Kirche in ihrem glanzvollen Dogmenwesen verstehen; wie gepanzert und glanzvoll steht sie da und spricht den Reihen Israels (Gotteskindern) Hohn! David erschlägt den Goliath; will sagen: daß das kleinste Wort der göttlichen Liebe die Macht der Scheinheiligkeit und Frömmigkeit aufdeckt, offenbart und zu nichte macht. Die freie Stirn Goliaths bedeutet die sich brüstende vernunftswidrige Denkungsart. Die glatten Steine Davids aus dem Bach zeigen uns die von dem innern Sinn der Wahrheit geklärten und durchleuchteten Gottesworte. Die Schleuder Davids die geschickte kluge Anwendung solcher Gottesworte, welche gegen die grobe natürliche Auffassung und falsche Denkungsart (Goliath) gebraucht wird. Das Haupt Goliaths vom Rumpfe trennen, bedeutet: daß die

Macht der siegenden Liebe (David) der natürlichen Auffassung oder falschen Begründung (Goliath) das natürliche Denken nimmt. Was der herrschsüchtigen Behauptung in der natürlichen Wahrheit (Saul) nicht möglich ist, das vermag die göttliche Liebe (David) durch den inneren geistigen Sinn der heiligen Schrift." Swedenborg hat seine Lehre von der Entsprechung ja gewiß in größeren, großartigeren Zügen entwickelt, doch man wird der Schriftauslegung der Loge, gehört man nicht zu den Orthodox-Gläubigen, die jede bildliche Deutung natürlich mit Entrüstung zurückweisen, nicht jeden Reiz und auch nicht den tiefen feinen Verstand absprechen können. Leider verliert sie sich freilich auch zuweilen in eine törichte Namen- und Wortdeuterei, für die ich keine Spur von Sympathie mehr aufbringen kann. Wenn ich höre, daß eine Pflanze Gerechtigkeitsfenn in allen Lebensverhältnissen, das Erz die Pünktlichkeit in allen Lebenslagen, der Jaspis das zarte Selbstgefühl und der Volksstamm der Amoriter die Verfälschung des Wahren durch vernunftwidrige Dogmen bedeutet, so kommt mir das etwas unfreiwillig humoristisch vor. Doch genug davon!

„Dieser Glaube also hält Ihre Loge zusammen?“

„Nun schon vierzehn Jahre“ kam die Entgegnung. „Wir waren damals fünf junge Mädchen, die wir uns zusammenfanden, das war der Stamm unserer heutigen Loge.“

„Und keine Männer dabei?“

„Herr Artopé richtete zwei Logen ein, eine weibliche und eine männliche. Aber, na, Sie wissen ja, den Männern fehlt schließlich immer etwas die Ausdauer, also die Männerloge ging ein, aber wir haben fest gestanden.“

„Und diese fünf Mädchen gehören noch heute der Loge an?“

„Alle fünf.“

„Und werden sie nicht heiraten?“

„Nein, nein, das tun wir nicht. Es kam uns so nach und nach zur Erkenntnis, daß wir das nicht dürfen. Wir könnten der Gemeinschaft nicht so leben, wie wir es nun tun.“

Die Loge fordert die Ehelosigkeit nicht von uns, aber wir wissen, es ist so am besten."

"Heute gehören aber auch Männer der Loge an?"

"Ja, doch sie sind noch immer in der Minderheit. Wir sind unser 19 Mädchen und nur fünf Männer stehen ihnen gegenüber."

"Und wie wird die Loge geleitet?"

"Wir haben keinen Leiter. Jeder ist sein eigener Herr. Streit und Zank gibt es nicht, tritt einmal eine Meinungsverschiedenheit hervor, bäumt sich der Wille eines Einzelnen gegen den der anderen auf, nun, so lassen wir die Streitfrage ruhen, bis der Betreffende zu besserer Erkenntnis gekommen ist. Auf das Erkennen kommt es uns allein an. Wenn jeder die rechte Erkenntnis hat, so muß ja Einigkeit und Friede herrschen. Aber wir haben einen Geschäftsführer, der die Loge nach außen vertritt. Sie werden ihn noch kennen lernen, denn Sie müssen nun öfters wiederkommen."

Als ich ging, hatte ich den gleichen Wunsch. Es wurde ein Tag verabredet, wo ich die Loge in allen ihren Einrichtungen und Räumlichkeiten einer genauen Besichtigung unterziehen sollte. Mit herzlichem Händedruckchied ich.

* * *

Ich sagte wohl schon, daß die Loge Besitzer des Hauses ist, in dem sie ihr Heim aufgeschlagen. Im Vorderhause bewohnen ihre Glieder einen Stock, d. h. drei Einzelwohnungen. Zum Teil haben sie sich Türen brechen lassen, um die einzelnen Räume mit einander zu verbinden. Die Räume selbst weisen viel Besonderes nicht auf. Behaglich eingerichtete Empfangs- und Wohnzimmer, einige Schlafzimmer und dann eine Reihe von Räumlichkeiten, die gleicherzeit dem einen wie dem anderen Zwecke dienen müssen. Zwei Küchen und dementsprechend zwei Speisezimmer; die Zimmer wären zu klein, um einen Speisetisch für 24 Leute in sich bergen zu können. Die Hauptmahlzeit wird am Abend eingenommen, da mittags die meisten der Logenglieder unterwegs sind. Von den Männern ist der eine ein Schneider, ein anderer ein Tischler,

der dritte ein Cigarrenreisender u. s. w. Die Frauen nähen, waschen, stricken, besorgen Küche und Haus. Tagsüber sind sie in alle Winde zerstreut, die Abende verbringen sie gemeinsam. In mehreren der Zimmer stößt man auf Nähmaschinen. Im Parterre des Hinterhauses in einem kleinen Zimmer neben dem Versammlungsraum sind ihrer noch mehrere, auch eine Strickmaschine hat dort ihren Platz gefunden. Das ist der Hauptarbeitsraum der Frauen. Sonntags aber wird alles Mobiliar hinausgeräumt, weil der Andachtsaal die Menge der Versammlungsgäste nicht allein fassen kann.

Einige der Mieter des Hauses gehören, wie mir auf unserem Rundgang berichtet wurde, der Loge im zweiten Grade an; sie teilen nicht die kommunistische Haushaltung, halten sich aber sonst an Pflichten und Rechte der Logenmitglieder, wie sie in den Statuten niedergelegt sind.

Hat man den Fluß des Hinterhauses durchschritten, so steht man inmitten eines freundlichen niedlichen Gärtchens; „klein aber dennoch“ sagt der Berliner. Die Mauerflächen der Nachbarhäuser, die den Hintergrund bilden, sind auf Bestellung der Loge mit phantastischen Alpenbildern ausgeschmückt worden.

* * *

Die Besichtigung nimmt immerhin Zeit in Anspruch. Endlich sitze ich mit dem Vice-Geschäftsführer friedlich in einem freundlichen Raum; Vorderhaus dritter Stock. Viel und mancherlei wird gesprochen, meist theosophische Dinge, die mich zum Teil fremd anmuten, mir oft gekünstelt, erflügelt, fast lächerlich vorkommen; aber ich gewinne den Menschen lieb, mit dem ich rede. Er geht nicht an den tiefsten Fragen vorüber, er spricht von Dingen, die wir alle niemals wissen werden, und ich sehe, wie ehrlich er um das alles gekämpft hat, was er mir nun als fait accompli im Gespräch zu übermitteln sucht. Er meint, das höchste Ziel unseres Lebens sei es, Ruhe zu gewinnen, ins Nirwana einzugehen. Aber es sei eben ein Ziel, das in unendlicher Ferne liege. Denn was wir uns jetzt als vollkommen vorstellen, er-

scheine uns vielleicht schon auf der nächst höheren Stufe der Entwicklung als mangelhaft und unvollkommen, wert, überboten und überwunden zu werden. Die Entwicklung gleiche einer Spirale, sie führe stetig aufwärts, der Höhe entgegen, aber sie finde kein Ziel.

„So gibt es kein Nirwana?“ frage ich. „So gibt es nur die Sehnsucht nach dem Nirwana?“

„Vielleicht,“ meint er nachdenklich, „aber jetzt müssen wir noch an das Nirwana glauben. Uebrigens hat es nicht viel Zweck, davon zu reden, man kommt in nutzlose Spekulationen hinein, und es ist besser, sich an das Nahe und Nächste zu halten. Es ist um nichts weniger wunderbar und tiefsinnig als dies Fernste.“

Einige Minuten später spricht er von der Notwendigkeit der Reinkarnation, von den Gesetzen, nach denen sie sich vollzieht. „Ein jeder nimmt bei seinem Tode eine Summe unausgelöster Leidenschaften mit sich ins Reich der Geister. Alle Leidenschaften, deren er Herr geworden, gehen ein in die Ruhe. Aber die unversöhnten, unausgelösten quälen ihn, drängen ihn ins Leben zurück. Verstehen Sie das Geheimnis der sexuellen Liebe? Nicht wahr, das ist ein Geheimnis, ein Problem? Aber hier liegt der Schlüssel dazu, von hier aus fassen Sie alles. Denken Sie, ein geistiges Wesen wird von seinen unausgelösten Leidenschaften ins Leben zurückgedrängt: So sucht es die Pforte zu finden, die ins Leben hineinführt. Es sucht Einfluß zu gewinnen auf zwei Menschen, und wenn ihm dies geglückt, so sagt man, die beiden Menschen entbrennen in Liebe zu einander. Jeder Mensch hat seinen Dunstkreis, nicht wahr? Ich will sagen, seinen Kreis, innerhalb dessen seine körperliche Persönlichkeit sich geltend machen, sich fühlbar machen kann. Ein Ähnliches ist dem rein geistigen Wesen möglich. Es erobert diesen Mann, dieses Weib für seine Wünsche, die nach Leben, nach Reinkarnation brennen. Nun behält es und steigert es den Einfluß bis zum entscheidenden Moment, da sich Mann und Weib zum engsten Bunde, zum Akt der Begattung vereinigt haben. Da hat es seinen Willen: Die Pforte ist ihm geöffnet; es ist Mensch ge-

worden, um als solcher von neuem um die Auslösung seiner Leidenschaften zu ringen."

Diese wunderliche Art, den geheimnisvollen Vorgang der Zeugung und das nicht weniger geheimnisvolle Phänomen sexueller Leidenschaft zu erklären, frappierte mich.

"So wählt das Kind seine Eltern?"

"Gewiß. Doch ist die Wahl nicht frei, nicht willkürlich. Das Leben, das der Geist früher geführt, ist dafür ausschlaggebend. Der Geist hat einmal Kreise zu wählen, mit denen ihn eine geistige Verwandtschaft verbindet, dann aber solche, die es ihm ermöglichen, gerade den Leidenschaften, denen er einst fröhnte, zu entsagen. Auch das Moment der Strafe und der vergeltenden Ausgleichung spielt hier eine entsprechende Rolle. Der Tyrann wird sicherlich nicht wieder als Tyrann geboren, sondern in die untergeordnete Stellung eines Knechtes, eines Sklaven versetzt. Der Sklave aber kann leicht ein König werden. Kurz, die Gerechtigkeit triumphiert."

* *

Sonntag Vormittag ist Kinderschule, Sonntagschule. Schon auf dem Gang höre ich heitere Stimmen ein frohes Lied singen. Eine der Logenschwestern sitzt am Klavier und begleitet. Bruder G., der Lehrer, steht vorn am Tisch und die Stuhlreihen sind fast bis auf den letzten Platz von den Kindern in Anspruch genommen. Im Nebenzimmer die anderen Logenglieder, die offenbar allsonntäglich an dem Jugendfest teilnehmen; denn ein Fest ist es. „Entsprechungsunterricht“ wird hier erteilt. Das klingt sehr geheimnisvoll und böseartig, ist aber in Wirklichkeit ein recht amüsanter und lehrreicher Ding. Der Zweck des Unterrichts ist einfach der, die Kinder zu denkenden Menschen zu erziehen. Sie sollen die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens schon früh begreifen, sollen die nahen Zusammenhänge verstehen lernen, in denen jedes Glied der Schöpfung mit jedem anderen verknüpft ist, und sollen vor allen Dingen eine erste Ahnung davon erhalten, daß hinter der Welt der äußeren Geschehnisse eine innere Welt steht (eine Welt verborgener Erscheinungen und

Herrlichkeiten), mit der sie sich an Wert und Bedeutung nimmermehr messen kann. Transcendentalismus in edelster und diskretesten Form wird hier gelehrt.

„Schwarz denkt ihr euch den Tod,“ so läßt sich der Magister einmal aus; „ach nein, der Tod ist weiß, wunderschön weiß.“ Und die Kinder verstehen es wohl, was er damit sagen will.

Ein Beispiel, das die Methode des Unterrichts einigermaßen klarlegt:

„Wie heißen die vier Jahreszeiten?“ wird gefragt.

Antwort: „Frühling, Sommer, Herbst und Winter.“

Da wird dem Kind bedeutet, es müsse eine andere Reihenfolge wählen. „Mit dem Winter müßt du anfangen. Siehst du, wenn wir geboren werden, da wissen wir noch gar nichts vom Leben um uns her; da ist für uns alles noch tot und kalt. Wir sind unfähig, die Welt um uns her zu begreifen, mit ihr in verständige Verbindung zu treten. Das ist der Winter. Mit dem Winter fängt unser Leben an. Dann kommt der Frühling. Da wächst das Leben auf. Ei! ist das eine Lust, wenn die erste Sonne ins Leben tritt. Kinder, ist das eine Lust! Seht ihr, ihr seid noch alle im Frühling. Der Frühling ist die Zeit, da man sich Wärme und Licht sammelt; da lernt ihr, oh, da werdet ihr geschickt! Da heimst ihr euch alles Wissen ein. Und dann der Sommer. Da soll sich zeigen, daß die Sonne ihre Schuldigkeit getan hat. Die Knospen müssen aufbrechen, alles muß blühen und grünen. Blüten müßt ihr treiben im Sommer, das heißt, ihr müßt das Wissen, das ihr euch aufgespeichert habt, nun auch anwenden. Seht ihr, wenn ihr z. B. vier Freunde hättet, und jedem von ihnen wolltet ihr vier Äpfel schenken, na, dann müßtet ihr nun euer Wissen anwenden, da müßtet ihr euch überlegen, wieviel Äpfel ihr kaufen sollt. Also vier mal vier Äpfel. Und ihr müßt nun wissen, daß vier mal vier“ — und der Lehrer zeigt auf einen kleinen Blondkopf, der den Ausführungen bisher aufmerksam gefolgt ist. Aber wehe, welche Antwort erhält er!

„Daß vier mal vier zwanzig ist.“

Und man lacht.

„Na ja, zuerst der Frühling, da man's tüchtig lernt, und dann der Sommer, da man's anwenden kann.“

Und so ging's weiter. In amüsantester Weise wurden die verschiedensten Naturerscheinungen herbeigezogen, damit sie ihre tieferen Beziehungen, ihre bildliche symbolische Bedeutung enthüllten. Ein solcher Unterricht kann die Kinder außerordentlich zum Denken anregen, sie zu feinen Natur- und Lebensbeobachtern heranbilden. Doch kann er auch zu weit gehen; und das ist wohl der Fall, wenn Bruder G. diktatorisch verkündet, die Luft entspreche dem Vernünftigen, der Vogel, der die Luft belebt, dem Verständnis oder der Einsicht u. s. w. Die Lehre von der Entsprechung als Wissenschaft bleibt zu verdammen, die Lehre von der Entsprechung als geistvolles, tiefsinniges Spiel kann nicht warm genug empfohlen werden.

Ein lustiges Wanderlied schloß den Unterricht.

* *

Nachmittags saßen an gleicher Stelle ernste Männer und Frauen. Der Lehrer der Kinder sprach nun als Meister der Loge. Er sprach nach dem Sachausdruck der Theosophen „unter Inspiration“, d. h. aus einem höheren, geklärten Bewußtseinszustand heraus, oder um wieder mit dem Theosophen zu sprechen, „von einer höheren Ebene, der Astralebene aus.“ Und bald war ich in jener eigenartigen Stimmung, in die mich theosophische Reden stets zu versetzen pflegen. Mir ist dann, als hörte ich eine Musik, die ich nicht begreifen, deren Schönheit ich nur wie von fern ahnen kann. Ein Duzend hohle, nichtsagende Klänge, dann aber plötzlich wieder ein Ton, der mich im Innersten ergreift, der mich an irgend etwas erinnert, das ich einst besessen und dann verloren habe, doch bleibt es mir namenlos, tritt nicht über die letzte Schwelle meines Bewußtseins. Uebrigens ward mir mehr und mehr klar, daß die Theosophie das Neukirchliche Element in der Loge nicht nur stark überwuchert, sondern wohl schon fast ganz erstickt hat. Der pantheistische Alleinheitsglaube ist es,

der der Loge Wschm-Rahmah-Johjijjah ihre Seligkeit gibt und den Redner jener stillen Stunde in eine Verzückung versetzte, die sich auch auf seine Hörer übertragen mußte. Ich kann nicht ohne Dank und Freude dieser Stunde gedenken.

Die Heilsarmee

Die Heilsarmee hat in Berlin nicht weniger als 20 Versammlungsstellen. In jedem dieser Lokale ist fast allabendlich Gottesdienst. Der Berliner hat also Gelegenheit genug, sich mit der Heilsarmee, ihrem Wesen, ihrer Arbeit, ihren Bestrebungen vertraut zu machen. Die Versammlungen verlaufen durchweg nach demselben Schema, doch sorgt die Heilsarmee dafür, daß die Details immer wieder neuartig, andersartig wirken. Man kann schlechterdings nicht in eine Heilsarmee-Versammlung gehen, ohne auf Ueberraschungen zu stoßen; es gibt immer wieder Verblüffendes, Eigenartiges, Interessantes. Und darin liegt das ganze Geheimnis des außerordentlichen Erfolges, den sich die Salutisten in England, nun auch in Deutschland, ja, in der ganzen Welt erstritten haben. Sie wollen verblüffen, blenden, hinreißen, faszinieren. „Die Welt für Jesu,“ so steht oft an den Wänden ihrer Lokale zu lesen; und jedes Mittel, das sie diesem Ziel entgegenführen kann, ist ihnen willkommen. Das Volk, das Gros des Volks, ist nun einmal für langatmige Predigten nicht zu haben; so schneidet es die Kirche. Soll es darum für Christus verloren gehen? fragt General Booth. Das Volk will sich amüsieren; nun gut, pußen wir ihm, wenigstens fürs erste, die Religion zu einem Volksvergnügen heraus, nahen wir ihm mit Tamtam und Posaunenschall, mit Erzählung von kurzweiligen Geschichten und sensationellem Vortrag stark ins Gehör fallender Lieder, so wird es sich eher bereit finden lassen, unsere Predigt zu vernehmen. Booth kalkuliert eben so richtig, wie der Apotheker, der ein bitteres Pulver in eine

süße Hülle verschließt, um mit diesem frommen Betrug dem Patienten über seine üble Lage besser hinwegzuhelfen.

Nachdem ich meinen Obolus entrichtet habe, trete ich in die Halle; sie ist leidlich gefüllt, auch das Podium (nur für Offiziere und Soldaten bestimmt) gut besetzt; man ist schon eifrig an der Arbeit. Eine Offizierin weist mir meinen Platz an. Offenbar wird scharf darauf gesehen, daß Besucher und Soldaten soweit möglich bunte Reihe bilden; das Missionswerk an den einzelnen Seelen ist dadurch wesentlich erleichtert. Die Trachten der Heilsarmee sind ja bekannt genug. Die Soldatinnen tragen sie fast durchweg, während sich die Soldaten dieser Pflicht gegenüber offenbar zumeist etwas lässig zeigen; die roten Westen mit dem leuchtenden SS können einigermaßen als Rarität gelten. Und doch ist gerade die männliche Tracht gar nicht so übel; für die der Mädchen und Frauen, zumal für die seltsam geformten Heilsarmee-Hüte, kann ich mich weniger begeistern. Ein solcher Hut ist übrigens ein ziemlich kostbares Ding. Ich war zugegen, als eine Salutistin im zuständigen Bureau des Hauptquartiers ein neues Exemplar bestellte — für 25 Mark, freilich beste Qualität. Sie bat, das Band so lang wie möglich zu nehmen, „es wird so schnell schlecht, da schneide ich's dann ab und der Rest reicht noch zur zweiten Garnitur.“

Vor und hinter mir die blau-roten Hüte; man fühlt sich von vornherein umzingelt und belagert. Aber zunächst ist noch alles in fröhlichem Fahrwasser. Eben treten drei Hallelujah-Mädchen vor, mit Guitarren bewaffnet, und singen und spielen ein fröhliches Lied, in dessen Chorus die Zuhörerschaft jeweils einzufallen hat. Tut sie das nicht pünktlich, so wird sie vom Kapitän liebevoll verwahrt, etwa mit folgenden Worten: „Das ist ein so schöner Chor, ich bitte Sie auf's herzlichste, ich bitte Sie dringend, singen Sie ihn mit; in Ihrem eigenen Interesse: singen Sie ihn mit! Es ist ein ganz wundervolles Lied, singen Sie alle mit! Wir alle wollen Jesus loben mit diesem Liede. Oh, es ist ein herrliches Ding, Jesu zu eigen zu sein! Singen wir noch einmal, Freunde!“ Und er erhebt seine Hand und beginnt zu taktieren: der Chor

der Soldaten fällt lärmend ein, und das Publikum, das sich erst zaghaft oder auch ablehnend zurückhielt, läßt sich mehr und mehr von dem Gesang gefangen nehmen.

Der letzte Ton ist noch nicht verhallt, da führt der Kapitän einen Soldaten zum Podium und kündigt an, daß der nun ein kräftiges Zeugnis von Jesu ablegen werde. Bei diesen Zeugnissen kann man die kuriosesten Dinge hören. Die meisten beginnen mit der Versicherung des Zeugen, daß er gerettet und endlich froh und glücklich über seine Rettung sei. Hören wir unseren Mann weiter: „Früher da jing det mit mir janz schlimm, ich soff und fluchte un dat war janz schlimm mit mir. Ich watete so richtig in'n Sumpf un watete immer weiter und wußte ja nich zu wat for'n Ziel det noch kommen sollte. Un nu, nu bin ich jeretet, un allens is vorbei, allens vorbei. Ich fühl mir jlucklich un ich wünsch mir man dat ene, dat Se och aus d'n Sumpf rauskommen un sich rausrappeln zu Jesu un die Glückseligkeit, die er uns jeben dut.“

Zum Schluß fordert er das Publikum auf, ein Lied zu singen. Man kann die kleinen roten Liederbücher für zehn Pfennige erstehen; in jeder Versammlung werden sie angeboten. Auch singt man oft aus dem „Kriegsruf“, wo sich die neuesten lyrischen Erzeugnisse der Salutisten allwöchentlich verzeichnet finden. Ein paar Proben dieser Poesie! Zunächst den ersten Vers eines richtigen Kriegsliedes:

„Bin ein Soldat des Kreuzes hier
Und folge nach dem Lamm.
Ja, ohne Furcht will zeugen ich,
Verkünden seinen Nam'.

Chor: Geht voran, durch die Welt,
Mit dem Feuer und dem Blut!
Herr, die Kraft und die Glory sind Dein,
Wenn Millionen von Deutschen kommen zu Gott,
Leuchten wir wie Sternenschein.“

Der Chor wird nach jeder weiteren Strophe wiederholt; er hat etwas ausgesprochen Marschmäßiges in der Melodie,

wird auch im richtigen Marschtempo genommen und durchweg scharf rhythmisch herausgebracht. Ein anderer Vers:

„Oh, du große Heilsarmee,
Streiter unsers Jesum (!),
Balsam bringt für alles Weh,
Besiegt die Welt für Jesum.
Hebt die Siegesfahne hoch,
Auf, zum Sieg! Ruft Glory doch,
Vorwärts geht mit Blut und Feu'r,
Gewinnt die Welt für Jesum.“

Dazu der ergänzende Chor (Refrain):

„Stürmt des Teufels Festung,
:: Nehmt sie ein. ::
Bringt Satans Reich darnieder
Und singet Siegeslieder,
Stürmt des Teufels Festung,
Nehmt sie ein!
Glory, Ehre sei dem Lamm,
Preis und Macht gebührt dem Siegeslamm.
Glory, Ehre, Preis für immer
Sei gebracht dem Gotteslamm!“

Ein anderer Chor lautet:

„Dies teure Blut, es wäscht uns weiß wie Schnee.
Ist's nicht wahr?
Das teure Blut, es wäscht uns weiß wie Schnee.
Das ist wahr.
Ich rühme die frohe Stund',
Da mir's ward klar und kund,
Das Blut des Lammes wäscht uns weiß wie Schnee.“

Ein Lied des „Kriegsrufs“ hebt folgendermaßen an:

„Nicht im Menschen soll ich suchen,
Wonach sich mein Herze sehnt,
Nein, vergeblich müßt ich suchen,
Auch umsonst mein Auge trânt.“

Doch genug!

Eine Soldatin steht auf dem Podium, um ihre Ansprache zu halten. „Oh, meine Freunde, ich bin so sehr glücklich, zu

Ihnen sprechen zu dürfen, Ihnen sagen zu dürfen, wie schön es ist bei Jesu, der mich errettet hat.“ „Hallelujah!“ schreit der Chor der Soldaten. „Oh, es ist herrlich, in Jesu Schoß ruhen zu dürfen, gewaschen zu sein von allen Sünden mit seinem Blut.“ Und wieder der Chor: „Hallelujah!“ „Nur eine Frage will ich Ihnen heute vorlegen, eine ernste Frage, die ernsteste Frage, die es gibt. Einer jeden Seele möchte ich die Frage stellen; dir will ich sie stellen, gerade dir, mein Freund: Wo bringst du die Ewigkeit zu? Die Zeit vergeht, alles geht vorüber. Wenn du krank bist, wirst du wieder gesund, du bist für Tage krank, oder für Wochen, oder Monate, oder Jahre. Aber auch die Jahre vergehen; doch die Ewigkeit, die Ewigkeit, die hat kein Ende! Wo bringst du die Ewigkeit zu? Zwei Orte gibt es, wo du sie zu bringen kannst, den Himmel und die Hölle. Meine lieben Freunde! Kommt zu Jesu! Kommt zu Jesu! Ich bitte euch, ich flehe euch an: übergebt euch ihm mit allem, was ihr habt und seid, laßt euch von ihm retten, laßt euch von ihm retten, laßt euch von ihm retten! Jetzt in dieser Stunde, verschiebt es nicht, keinen Augenblick. Vielleicht ist es eure letzte Stunde. Der Tod kommt und die Ewigkeit bricht an. Meine Freunde, wo werdet ihr die Ewigkeit zu bringen?“ Die Rednerin setzt sich.

Die Stimmung ist ernster geworden. Aber noch einmal tönen lustige Klänge. Die Violinen begleiten ein fröhliches Kampflied. Der Kapitän fordert weitere Heilszeugnisse ein. Blichschnell erhebt sich jemand aus den Reihen des Publikums, geht vorn ans Podium und erzählt seine Lebensgeschichte. Dann ein anderer. Männer und Frauen. Es geht das sehr rasch, und man kann in einer Viertelstunde vier oder fünf Reden erleben. Es ist erstaunlich, wie außerordentlich brillant fast durchweg die Frauen sprechen. In Kiel hörte ich die Rede einer Kapitänin, die sich den bedeutendsten rhetorischen Leistungen, die ich je gehört, getrost an die Seite stellen konnte. Beachtenswert sind vor allem die geschickten Beziehungen auf alltägliche und alltäglichste Dinge, die der salutistische Redner findet und geltend macht. Die kleinste

Unregung, die der Moment bietet, weiß er seinem Zweck dienstbar zu machen: Zieht während der Versammlung ein Wetter auf, so wird er das in seiner Aussprache so wenig unberücksichtigt lassen wie später den ersten Sonnenstrahl, der sich, nachdem sich das Gewitter entladen, aus dichten Wolken herausringt. Er ist im höchsten Sinn des Wortes populär. Auch aus den aktuellen Welt-Ereignissen schlägt er Kapital, er weiß wohl, daß er sich damit die Aufmerksamkeit der Zuhörer im Fluge erobert. Er vergißt weder die Toten der Woche zu erwähnen, noch auch die peinliche Skandalgeschichte, die zur Zeit von sich reden macht. Es stört ihn auch keineswegs, wenn mitten in seiner Rede etwelche schlimme Jungen, die sich allzu unnütz machten, hinausgeschafft werden müssen; Er wird vielmehr alsbald Gelegenheit nehmen, dem betrüblichen Ereignis eine packende Pointe zu entlocken.

Solche Skandal szenen sind, nebenbei gesagt, in den Heilsarmee-Versammlungen an der Tagesordnung. Sie sind zuweilen auch mit der Entfernung der Ruhestörer noch keineswegs abgeschlossen. An einem der Abende, denen ich beiwohnte, entwickelte sich vor den Toren des Lokals ein förmlicher Kampf. Die Salutisten mochten in der Minderheit sein, sie mußten aus dem Saal weitere Hilfskräfte heranziehen. Nun wurde natürlich auch das Publikum unruhig und eine wüste Panik stand augenscheinlich bevor. Das Publikum hatte sich zum großen Teil bereits von den Plätzen erhoben und wollte sich, unflug genug, ins Freie flüchten. Man wäre den Raufbolden gerade in die Arme gelaufen! Der Versammlungsleiter beschwichtigte nach Kräften. „Das hat gar nichts zu sagen, gar nichts, bleiben Sie ganz ruhig, es wird sofort wieder volle Ruhe hergestellt sein.“ Trotzdem dauerte es beträchtlich lange, bis das der Fall war, und auch dann gab es, etwa nach Ablauf einer halben Stunde, nochmals einen wilden Ansturm. Nochmals mußten starke Kräfte -- es fehlt freilich unter den Heilsarmee-Soldaten einigermassen an herkulischen Gestalten -- den Türwächtern zu Hilfe kommen. „Das tut ja gar nichts“, sagte mir einer der Höchstkommmandierenden in Deutschland. „Wir freuen uns

nur, daß wir solche Burschen wenigstens für den Abend ihrer schlechten Gesellschaft entzogen haben. Sie hätten sonst gewiß noch viel tolleren Unfug getrieben.“

Die Versammlung schreitet vorwärts. Nun erklärt eine Soldatin, sie fühle sich gedrungen ein schönes Lied zu singen. Sie hat zwar nicht die geringsten Stimmittel, aber das verschlägt nichts. Jeder Soldat wird zum Singen angehalten. Der General sagt in den „Verordnungen für Heilsarmee-Soldaten“, es gäbe nur sehr wenige Soldaten, die nicht recht gut ein Solo singen könnten, wenn sie sich nur Mühe geben wollten. Daß diese Soli manchmal recht komisch wirken, liegt dann natürlich auf der Hand. Die instrumentale Begleitung ist sehr verschieden, richtet sich nach der Stärke und musikalischen Leistungsfähigkeit des einzelnen Chors. In einer der Versammlungen, die ich in Berlin erlebte, bestand der ganze Instrumentalkörper aus einer Geige und einer Flöte; sowohl Geige wie Flöte waren fürchterlich verstimmt und wurden schauerlich malträtirt, aber man tut, was man kann. Das ist überhaupt das Charakteristikum für den Heilsarmee-Soldaten. Diese naive Fröhlichkeit, mit der er sich in den Dienst der von ihm erwählten Sache stellt und sein bescheidenes, bescheidenstes Scherflein zum Gelingen des ganzen beiträgt. Wer glänzende, leuchtende Gesichter sehen will, braucht nur in die Heilsarmee zu kommen. Fröhliche Leute sind es, das muß man ihnen lassen; und diese Fröhlichkeit wirkt nur um so ergreifender und überzeugender, je deutlicher man vielen von denen, die sie zur Schau tragen, die dunkle und bewegte Vergangenheit noch ansieht.

Es wird jetzt schweres Geschütz aufgefahren. Ein sympathischer junger Mann legt Zeugnis ab, erzählt, daß er jahrelang Theologie studiert, aber keinen Frieden gefunden habe. Dann sei ihm, dem Protestanten, der Gedanke gekommen, sich in ein Franziskaner-Kloster zu flüchten. Da aber habe ihn Gott ergriffen. In der Heilsarmee habe er gefunden, wonach seine Seele dürstete. Und nun fleht er um Segen für die Seelen der Anwesenden. „Kommt zu Jesu!“ ist der Refrain auch seiner Rede.

Der Leiter der Versammlung geht zum Haupt-Angriff über. Er fordert zur Entscheidung auf. Wer sich für Gott entscheiden will, der soll nun herantreten, zur Bußbank kommen, und Frieden mit Gott schließen. „Vergeßt alles außer diesem einen, denkt nur an dies eine. Denkt nicht daran, wer neben euch sitzt, denkt nicht an euer Heim, an eure Arbeit, nicht an Weib und Kind, an nichts, an nichts! Nur an dies eine, an Jesus, der euch die Hand reichen will, der euch retten will. Kommt zu Jesu! Laßt euch retten! Kommt zu Jesu!“

Ein alter Mann wankt nach vorn. Er ist auf einem Bein lahm, kann nur mit Mühe gehen. Glückselige Freude spiegelt sich auf allen Gesichtern. Als er vorn steht, zeigt der Kapitän auf die Bank.

„Knien Sie hier nieder.“

Der aber schüttelt energisch den Kopf: „Nein.“

Einen Augenblick ist der Kapitän stutzig. Dann aber versteht er. „Oh, Sie können nicht knien; auf die Form kommt es ja nicht an. Sehen Sie sich hier nieder, auf die Form kommt es nicht an. Nun aber übergeben Sie sich Jesu ganz und gar.“

Ein Soldat läßt sich ihm zur Seite nieder und spricht eifrig und eindringlich auf ihn ein. Ich sehe, wie der alte Mann immer wieder den Kopf schüttelt. Er scheint noch nicht recht überzeugt, und mehr einem inneren Drange als einer klaren Erkenntnis gefolgt zu sein. Trotzdem wird der Sieg bereits proklamiert.

„Eine Seele! Eine Seele am Gnadenthron! Gott sei gelobt! Nun die zweite Seele! Wir warten auf die zweite Seele. Freunde, wir beten um die zweite Seele. Beten wir alle, alle! Hier auf der Plattform sind unsere Soldaten und auf der Empore (manche der Versammlungsräume der Salustisten haben Emporen) sind unsere Freunde, und auch im Saale sind viele liebe Christen, die beten alle um die zweite Seele. Komm, liebe zweite Seele, komm zu Jesu, laß dir all deine Sünden vergeben, mach Frieden mit Jesu!“

Aber die zweite Seele will nicht. Man fällt auf die Knie und einer der Offiziere spricht das Gebet, heiß und dringend. Vergeblich!

„Wir singen noch ein schönes Lied“ entscheidet der Kapitän, „und während wir singen, wird sich die zweite Seele aufmachen und zur Bußbank kommen.“

„Es könnte das letztemal sein ;:
Weil Jesus noch ruft, drum laß ihn herein,
Es könnte das letztemal sein.“

so singt man, oder:

„Jesus, Er ruft dich, ;: Er ruft dich ;:
Jesus, Er ruft dich, öffne dein Herz und laß Ihn ein!“

Und die zweite Seele kommt. Ein hübsches junges Mädchen, das sich verzweifelt an der Bank auf die Knie wirft. Eine Soldatin hat den Arm eng um sie geschlungen und spricht ihr Mut und Trost zu.

„Die zweite Seele! Willkommen, Du zweite Seele! Gelobt sei Gott für diese zweite Seele! Und nun die dritte und vierte Seele! Oh, wir haben vier Seelen, sechs Seelen, zehn Seelen, fünfzehn Seelen schon hier knien sehen. Fünfzehn Seelen wollen wir auch heute haben; alle Seelen wollen wir heute haben. Wo sind die fünfzehn Seelen? Beten wir Freunde, um die fünfzehn Seelen!“

Die Offiziere, Offizierinnen, Soldaten und Soldatinnen haben bereits mit scharfem Blick die Reihen der Zuhörer gemustert. Sie suchen auf den Gesichtern zu lesen, bei wem ein direkter Bekehrungsversuch Glück und Erfolg versprechen mag. Und nun erfolgt der Angriff.

„Sind Sie gerettet?“ das ist immer die erste Frage. Meist wird sie, da sie plötzlich und unerwartet kommt, nicht beantwortet. Verblüfft schweigt der Angeredete, und der Salutist nimmt nun die Gelegenheit wahr, ihm die Heilslehre nahe zu bringen. Die Soldatin schlingt ihren Arm liebevoll um das Mädchen, die Frau, an die sie sich gewandt; der Soldat

klopft dem Opfer seines Befehrungseifers vertraulich auf die Schulter. Alle Ueberredungskünste werden angewandt, und man muß zugeben, daß die Salustisten darin groß sind.

Dort ein biederer Ehepaar, das eben in Bearbeitung ist. Eine junge Soldatin will sich die ersten Sporen verdienen. Zuerst war die Frau scharf abweisend. Nun aber besinnt sie sich. Was das Mädchen ihr predigt scheint ihr faßlich und verständlich; ein Schauer durchrüttelt sie: sollte sie wirklich verloren gehen, wenn sie sich nicht aufmacht, Jesum an der Bußbank zu suchen? Sollte es möglich sein, daß ihre letzte Stunde nahe ist? Und sie ist halb gewonnen. Noch ein letzter energischer Versuch der Soldatin, und der Sieg ist gewonnen. Die Frau will den schweren Gang gehen, aber da, wie ein Blitz der Gedanke an ihren Mann. Sie schaut auf ihn, und er schüttelt energisch, fast wütend den Kopf. Was soll sie tun? Die Soldatin sieht, will sie siegen, so muß es auf der ganzen Linie sein. Sie wendet sich von der Frau ab, dem Manne zu. Und wieder weiß sie ihre Waffen glänzend zu führen, der Mann giebt sich der Heilslehre gefangen, will seinen Frieden mit Gott schließen. Und nun, höchst komisch, hat sich das Blatt gewandt: der Mann will, die Frau will nicht. Sie hat inzwischen Zeit gehabt, sich zu besinnen, nüchtern zu werden. Das alles ist ja gewiß nicht so schlimm, man braucht es nicht so schwarz zu nehmen. Sie wird es sich nochmals überlegen und dann ihren Entschluß fassen. Ein neuer energischer Angriff hat keinen Erfolg. Es ist nicht möglich, die beiden unter einen Hut zu bringen. Die Soldatin redet und redet, aber sie redet umsonst. Geärgert schiebt sich das Ehepaar an ihr vorbei zur Thür hinaus. Die kühne Attacke des Mädchens hat allgemeines Aufsehen erregt, auch von der Plattform aus verfolgten gespannte Blicke die einzelnen Phasen des Kampfes. Nun tönt ein allgemeines Wehklagen. Man wirft sich auf die Knie, der Kapitän spricht ein leidenschaftliches Gebet für die beiden armen Seelen, die dem nahen Heil so freventlich aus dem Wege gegangen sind. Einige Soldaten schluchzen. Ihre Tränen sind aufrichtig, die leise hervorgestoßenen Klagen überzeugend echt. In diesen

Momenten tritt der ganze Fanatismus der Heilsarmee so recht in die Erscheinung.

Dann wieder ruhigere Töne. Man kehrt sich wieder denen zu, auf deren Rettung man noch hoffen darf. „Wir werden nun noch einmal Jesum um Seelen bitten, und so lange wir beten, werden die Türen geschlossen sein, damit niemand dem Gebet aus dem Wege gehen kann. Nachher sollen sie wieder offen stehen.“ Und man betet und singt. Auch während des Gebets sieht man überall eifrige Salutisten an der Arbeit.

Eine Offizierin spricht mit einer Rotte junger Mädchen, die ihr frech und gemein ins Gesicht lachen. Aber sie läßt sich nicht einschüchtern. Sie bittet und fleht und preist in bewegten Tönen die Seligkeiten der Gotteskinder.

Vor mir eine andere Gruppe. Ein starker Mann in den besten Jahren, ein sauber gekleideter Arbeiter. Liebevoll spricht ihn ein höherer Offizier an. „Sind Sie gerettet?“

„Nein. Trage auch gar kein Verlangen danach.“

„Aber bedenken Sie doch, es ist eine ernste Frage, die ich an Sie richte. Sehen Sie, das Heil in Christo ist für jedermann da. Nehmen Sie es an. Es kostet nur einen energischen Entschluß.“

„Aber ich will nicht.“ Und ärgerlich wendet er sich zur Seite.

Manch einer möchte ausreißen, sobald sich ihm der Befreier naht. Er benützt die erste Gelegenheit, zu entflüpfen.

„Und sind Sie denn ohne Sünde?“ fragt hinter mir eine sonore Frauenstimme. „Ich habe mir meine Sünden vergeben lassen, nun bin ich rein, nun bin ich frei,“ lautet die Antwort.

Überall ein Drängen und Werben, für das alle und jede Mittel erlaubt scheinen. Fast mit Gewalt werden die Leute schließlich zur Bußbank geschleppt, manche ganz verwirrt von der Fülle überwältigender Eindrücke, die auf sie einströmen, und unfähig, sich über ihre Gefühle und Entschlüsse klare Rechenschaft abzulegen. Ueberrumpelte, die sich dem überlegenen Feind auf Gnade und Ungnade ergeben.

Das volle Heil ist mit dem Entschluß, an der Bußbank zu knien, noch nicht erworben. Der Büßende bekennt zunächst seine Sünden und wenn er dies ernstlich getan, senkt sich, nach der Meinung der Heilsarmee, Gottes Friede auf ihn hernieder. Das ist dann der eigentliche Rettungsakt, und der soll sich vollziehen, während der Reumütige an der Bank kniet. Manch einer hat dort vorn lange zu kämpfen, ehe er dieses Friedens sicher zu sein glaubt. Dann erhebt er sich, setzt sich still auf eine der vorderen Bänke und harret aus, bis die Versammlung ihr Ende erreicht hat.

Mit Begeisterung wird jede neue Seele von der Plattform aus begrüßt. Man singt ihr zu Ehren wohl auch freudige Jubellieder. Dabei klatscht dann alles schallend in die Hände, und laute Hallelujah-Rufe durchschwirren die Luft. Bei besonderen Gelegenheiten stiegen auch Taschentücher zur Decke, ja, bei einer Versammlung, die General Booth in Berlin abhielt, kam es zu einem ausgelassenen Tanz. Ein Bericht des „Kriegsrufs“ läßt sich darüber folgendermaßen aus: „Ein nettes Trio sahen wir: ein lieber alter Bruder mit weißem Haar wurde von einem jungen Kadetten umfaßt und dann hüpften die zwei mit dem alten Bruder seinem großen Regenschirm, der das Trio bildete, voll Freude und Wonne herum. Der General blickte mit Herzensfreude seine Kinder an.“

Spät in der Nacht erst schließt die Versammlung.

8 Tage darauf erscheint der Bericht darüber im Kriegsruf; vorausgesetzt, daß die Versammlung, wie die eben geschilderte, von Erfolg begleitet oder doch in irgend welcher Einsicht bedeutsam war. Die Berichte sind zumeist außerordentlich bezeichnend für die Armee, und es ist durchaus nötig, hier einige wörtlich anzuführen. Ueber eine Berliner Versammlung vom Oktober dieses Jahres heißt es da: „Volle Halle. Echter Heilsarmee-Geist. Glühend heiße Wahrheiten verkündet. Feind geschlagen. Vier Seelen am Gnadenthron. Jehova alle Ehre.“

Ein zweiter Bericht über eine Feier, der der frühere Kommandeur von Deutschland bewohnte: „Der Abend in

der Landsberger Straße 38 ist schwerlich zu beschreiben. Gewaltige Menschenmassen. Schon vor 8 Uhr war die Halle voll. Um acht Uhr bestiegen der Kommandeur, die Kommandeurin und die australischen Begleiter die Plattform. Bänke, Plattform, Gänge und offene Fenster waren dicht besetzt, selbstverständlich ging die Erwartung für diesen Abend hoch, und der Kommandeur, welcher noch immer derselbe ist in seiner Art und Weise zu sprechen, übertraf die Erwartung bei weitem. Es war eine unbeschreibliche, wie soll ich sagen weißglühendheiße Zeit des Heils. Es wurden Geschosse abgefeuert, die ihr Ziel nicht verfehlten. Der Kommandeur kämpfte wie ein Löwe. Der Schweiß triefte ihm nur so von der Stirn und dem Halse herunter. Ewigkeit, Himmel, Hölle, der Fluch der Sünde, und das Blut Jesu Christi als Heilmittel wurden klar und mit Macht in den Vordergrund gebracht. Zweiundzwanzig Seelen ergaben sich Gott. Halle: lujah!"

Die Frage entsteht: was wird mit den geretteten Seelen? Durch die Befehrung selbst sind sie noch nicht zu Soldaten der Heilsarmee geworden, aber es wird natürlich alles aufgeboten, sie dazu zu machen. Die „Regeln und Verordnungen“ aus der Feder des Generals geben darüber genauen Aufschluß. „Lassen Sie den Befehrten,“ so heißt es da, „1. die Verpflichtungen unterschreiben, 2. sofort Zeugnis ablegen von dem Segen, der ihm zu teil geworden, 3. nehmen Sie seinen Namen und seine Adresse für die Armee, 4. bringen Sie ihn zur Versammlung am nächsten Tage mit dem Rekrutenband am Rock, 5. wachen Sie für ihn und sorgen Sie für ihn, als ob er Ihr Eigentum wäre, und als ob Sie für ihn Rechenschaft ablegen müßten, was auch ganz bestimmt höchstwahrscheinlich (!) der Fall sein wird“. Innerhalb acht Tagen hat sich der Befehrte zu entscheiden, was er nun tun will.

Die „Verpflichtung“, die er unterschreiben soll, besteht in den sogen. Kriegsartikeln, die nicht weniger als 16 Punkte umfassen. Der angehende Salutist gelobt darin, bis zu seinem Tode ein treuer Heilsoldat zu sein, auch zu glauben, daß er nun von jeder Sünde frei, durch und durch geheiligt sei, und

„durch die Kraft Gottes auch fürder ohne Fehl und Tadel vor Seinem Angesicht erhalten werden könne“ (von religiösem Standpunkt aus, wohl die anfechtbarste Lehre, die die Heilsarmee vorträgt), gelobt ferner all seine Zeit, seine Kraft, sein Geld und seinen Einfluß, so weit irgend möglich, zur Unterstützung des Heilsarmeekrieges zu verwenden, allen Befehlen der Offiziere zu gehorchen, sich aller berauschenden Getränke aufs strengste zu enthalten usw.

Sind diese Artikel unterschrieben, so ist der Bekehrte zum Rekruten geworden. Er gehört nun mit Leib und Seele der Heilsarmee. In allen äußerlichen, geistigen, seelischen Fragen gibt sie ihm jetzt Vorschrift und Befehl. Die „Regeln und Verordnungen“, die er in die Hand bekommen, haben jede Situation, in die er geraten könnte, weise vorgesehen und ihm im voraus strikte Ordre dafür erteilt. Sie bestimmen, wie er sich kleiden, was er essen und trinken soll, heben hervor, wie wichtig eine sorgfältige Zahnpflege für den Menschen ist, regeln seine Lektüre, seinen Verkehr, seine evtl. Heirat, kurz alles und jedes, was ihm die Jahre bringen werden und bringen können.

General Booth behauptet, daß die Heilsarmee in ihrer Verfassung dem einzelnen die denkbar größte Freiheit einräume und zugestehet. Aber das stimmt wohl doch nicht so ganz. Ein blinder Gehorsam ist die erste und hauptsächlichste Pflicht jedes Armeesoldaten. Selbst des Offiziers. Der Offizier kann von Tag zu Tag versetzt werden, ohne daß er dabei nur im geringsten nach seinem Wunsch und Willen gefragt wird. Oft hat er kaum Zeit, seine Sachen zusammenzupacken. Ja, diese Versetzungen sind geradezu an der Tagesordnung, weil die einzelnen Korps durch den raschen Wechsel der leitenden Persönlichkeiten, wie begreiflich, am besten vor Mattigkeit und Gleichgültigkeit bewahrt werden können. Auch das Publikum will Neues, will Abwechslung haben, und die Geschichte der Heilsarmee ist ja ein einziger großer Beweis dafür, wie sich die ganze Institution gerade auf die Wünsche und Bedürfnisse des Publikums aufgebaut hat.

Die Soldaten behalten ihren persönlichen Beruf, wie na-

türlich, bei. Die Offiziere geben ihn auf. Zum Offizier avanciert man nach Absolvierung der salutistischen Kadettenschule, die sich für ganz Deutschland in Berlin befindet. Drei Monate oder länger haben die Kadetten zu lernen, ehe sie das Ziel erreichen. Dann schickt sie das Hauptquartier (Deutschland ist bis auf die Besetzung der allerhöchsten Posten von England vollständig unabhängig), wohin es sie haben will. Die Besoldung der Offiziere ist außerordentlich gering. Man begreift kaum, wie ein Mensch von diesen Summen existieren kann. Und dabei machen sie fröhliche Gesichter, als lebten sie so selig und sorgenfrei wie Prinz Vogelsang. Die Besoldung ist nicht einmal eine feste. Die Offiziere eines Korps haben zunächst dafür Sorge zu tragen, daß die Kosten für Halle, Miete, Feuerung, Licht, Reinigung restlos gezahlt werden. Dann erst dürfen sie ihre Privatgelder beziehen. . . Und schon das Maximum, das ihnen gestattet ist, ist erschreckend niedrig angesetzt. Ich fragte eine Kapitänin danach.

„Oh, wenn man sein Geld gut zusammenhält“ sagte sie lachend, „da geht das mit Gottes Hilfe schon. Für Wohnung und Kleidung ist natürlich außerdem gesorgt¹⁾; vom Gehalt ist lediglich der Unterhalt zu bestreiten. Manchmal ist's ja etwas knapp, so mit vier Mark zu leben die Woche, ist nicht ganz leicht, aber dann helfen die Soldaten aus. Da wird man mal hier eingeladen, oder mal da eingeladen, und wir können uns das ruhig gefallen lassen, denn wir kommen ja nicht mit leeren Händen; wir lassen den Leuten, wo es irgend angeht, doch immer einen Segen zurück.“

Ich lese auch, daß die Offiziere, selbst wenn das Corps gut abschneidet, keineswegs immer ihren Maximalgehalt abheben. Sie überbieten einander an Bescheidenheit und Opferwilligkeit. Freilich will mir scheinen, als wenn namentlich die Mädchen sehr oft dabei an ihrer Gesundheit Schaden

¹⁾ Letzteres freilich nur in sehr beschränktem Maße: Der Offizier erhält allwöchentlich zehn Kriegsrufe, die er zu seinen eigenen Gunsten verkaufen darf. Von dem Erlös hat er die Ausgaben für seine Kleidung zu bestreiten.

nähmen. Diese blassen, spitzen Gesichter geben so mancherlei zu denken.

Die Tätigkeit der Soldaten und Offiziere ist eine sehr mannigfaltige. Neben der eigentlichen Bekehrungsarbeit treibt die Heilsarmee ein großartiges soziales Werk. In Deutschland steht es zwar erst in den Anfängen, und es wird wohl noch eine gute Zeit brauchen, bis es sich auch nur annähernd zu den imponierenden Formen auswächst, die es in England angenommen hat. Was die soziale Arbeit der Heilsarmee in London geleistet, ist kaum zu beschreiben. Auch der flüchtigste Besucher Londons wird ihr seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Deutschland ist eine der jüngsten Eroberungen der Heilsarmee. Erst seit 1886 haben die Salutisten bei uns festen Fuß gefaßt. Denkt man daran, so wird man zugeben, daß schon viel, sehr viel geleistet ist. Berlin allein hat ein Mädchenheim (zunächst für gefallene Mädchen, dann aber auch für alle heimatlosen Mädchen bestimmt), ein Logirhaus für Mädchen, in dem man für 35 Pfennige die Nacht schlafen und Frühstück bekommen kann, ein Entbindungsheim und ein Samariterheim (die Wohnung der Heilsarmee-Krankenschwestern, die unentgeltlich zu den Armen in die Häuser gehen, um Rat und Hilfe zu bringen.)

Das Entbindungshaus habe ich gesehen. Es liegt hoch im Norden, in einem von außen gesehen unfreundlichen Hause, dem Hof zugekehrt. Aber wie peinlich sauber, wie freundlich ist alles da drinnen! Eine Musteranstalt im besten Sinne. Freilich ist es einigermaßen zu bedauern, daß die Wohltaten des Hauses dem Ärmsten kaum oder doch nur in den seltensten Fällen zur Verfügung stehen. Jeder Tag vor der Entbindung muß mit einer Mark, die Entbindung und das Wochenbett mit 25 Mark bezahlt werden. Das ist für viele und gerade für die, die eine Heimat am nötigsten haben, eine unerschwingliche Summe.

Außerdem verabfolgt die Heilsarmee in ihren Versammlungslokalen zur Winterszeit Speisen an Bedürftige; und zwar nach sehr vernünftigem System. Es werden Karten à 5 Pfennige im großen Publikum abgesetzt, die zur Abnahme einer Portion

Suppe oder Brot berechtigen. Diese können die Käufer dann nach Gutdünken an Bettler und arme Reisende verschenken. An 17 000 Personen meldeten sich im vergangenen Winter in den Lokalen. In den Weihnachtstagen gibt es überdies Fleischrationen ganz und gar ohne Entgelt. Am liebsten werden sie an arme Kinder abgegeben.

Mit diesen Werken ist die soziale Tätigkeit der Heilsarmee auch nicht annähernd erschöpft. Wie viele Taugenichtse durch die Bestrebungen der Salutisten zu brauchbaren Gliedern der Menschheit geworden, läßt sich natürlich statistisch nicht feststellen; aber es ist ihrer eine große Schaar. Allen Respekt vor den wackeren Soldatinnen, die nachts in die verworfensten Kneipen eindringen, um dort den „Kriegsruf“ abzusetzen und für ihren Jesus Zeugnis abzulegen, oder die Dirnen auf der Straße anhalten, um in ihnen die Sehnsucht nach einem neuen, reineren Dasein wachzurufen. So lächerlich und verkehrt uns vieles gerade bei den Salutisten anmutet, ihre soziale Wirksamkeit fordert unsere uneingeschränkte Anerkennung heraus.

Unfechtbar bleibt vielfach die Methode der Heilsarmee. Lärm und Aufsehen um jeden Preis, das ist ihre Devise. Man wählt die drastischsten Mittel, weil sie die wirksamsten sind. Sehr bezeichnend fand ich den Ausdruck eines hohen deutschen Offiziers, der die Ankündigung, daß der General demnächst wieder in Deutschland eintreffe und im Zirkus Busch seine Versammlungen abhalten werde, mit den Worten schloß: „Das wird uns wieder eine gute Gelegenheit sein, für unseren lieben Herrn Jesus so recht schöne Reklame zu machen.“ Das ist echter Heilsarmee-Geist! Freilich, in England kann er sich in anderer Weise ausleben als hier bei uns. Die sensationellen Umzüge, die die Heilsarmee dort veranstaltet, die Offiziere zu Pferd, die Soldaten teilweise zu Wagen, die Heilschlachten unter freiem Himmel, wobei alle nur erdenklichen Instrumente aufspielen müssen, zündendste Reden gehalten werden, sauber gekleidete Soldatinnen sich fanatisch mitten im Morast auf die Knie werfen, alle diese Reklametriicks kennt der Deutsche ja nur vom Hören-sagen. Die

einzigste Extravaganz außerhalb der Versammlungen, die sich die Heilsarmee bei uns erlaubt, ist die, daß sie Sonntag morgens in geschlossenen Kolonnen in die stillen Höfe einzieht und hier, teilweise auch mit Instrumentalbegleitung, ihre Jesuslieder an den Mann bringt. Der Heilsarmee sind bei uns einigermaßen die Flügel beschnitten; sie wird auf die deutsche Polizei nicht allzu gut zu sprechen sein.

Dafür lebt sie sich in den Versammlungen aus, so gut es gehen will; da schreckt sie vor nichts zurück. Einmal sah ich ein wunderschönes Blumenarrangement in ihrem Lokal. Die Blumen wurden für teures Geld versteigert. In der Erntezeit gibt es die großen Erntedankfeste. Auf dem Podium, das, einer Bühne gleich, durch einen Vorhang den Blicken des Publikums entzogen ist, lagern malerisch gruppiert Offiziere und Soldaten, alle als Schnitter und Schnitterinnen verkleidet, jeder mit einer Sense bewaffnet. Der Vorhang geht hoch, ein lautes „Ah!“ der Bewunderung, das Publikum ist von vornherein gefesselt und wird der Predigt der anmutigen Schnitter und Schnitterinnen ein erhöhtes Interesse entgegenbringen.

Jeder Offizier, jeder Soldat ist streng angewiesen, die Mission der Heilsarmee in jedem Augenblick scharf im Auge zu haben. In der Wahl der Mittel verfügt er über eine verhältnismäßig weitgehende Freiheit. Es liegt ein stark jesuitisches Moment der Praxis der Heilsarmee zu grunde. Der bekannte Theologe Prof. Kolde übersetzt aus einem der Werke des General Booth folgende Stelle: „Wir glauben, daß alle vernünftigen Maßregeln, alle diejenigen, welche die Menschen in Rücksicht auf diese Welt einschlagen, wenn sie gesetzlich und gut sind, vermöge der Heiligung, die in den Motiven liegt, und der Veränderung, die der Zweck erfordert, auf das Reich Gottes übertragen werden dürfen. Ja, wir sind verpflichtet dazu, auf Erfolge zu rechnen, und wir sind entschlossen, alle gesetzlichen Mittel zu ergreifen, und alle nur möglichen Anstrengungen zu machen, um sie zu sichern.“ Naturgemäß spielt die Reklame, die die Heilsarmee für sich macht, eine große Rolle. Bei allen nur erdenklichen Gelegen-

heiten tritt sie in Aktion. Sensationelle, etwas allzu handgreifliche Abbildungen werden ebenso wenig verschmäht, wie aufregende, oft sehr geschmacklose Textplakate: „Großer Angriff mit aufgepflanztem Bajonett“, „Frühere Kaufbolde als Priester“ und ähnliches kann man da lesen. Man wird wohl auch nicht fehl gehen, wenn man die ganze militärische Verfassung, die der Heilsarmee ihr äußeres Gepräge gibt, in erster Linie eben auf dieses Bestreben, sich in den Mittelpunkt der Interessens zu rücken, Aufsehen zu erregen um jeden Preis, zurückführt. Die Heilsarmee will, daß man von ihr spricht, über sie diskutiert, über sie die Köpfe schüttelt, sich über sie aufregt; nur eines würde sie nicht vertragen, wenn sie totgeschwiegen würde; aber die Gefahr liegt bei ihren Prinzipien ja kaum nahe.

Stirbt ein Heilsarmee-Soldat, so wird selbst sein Tod zu einer imponierenden Demonstration für die Heilsarmee ausgenützt. Begräbnisse sind bei der Heilsarmee große Werbe-feste. In den „Lehren der Heilsarmee“ lautet die Antwort auf die Frage, was mit dem Heilsarmee-Soldaten nach dem Tode geschieht, folgendermaßen: „Seine Kameraden lassen ihm ein herrliches Begräbnis zu teil werden, während die Geschichte von seinem heiligen Leben und seinem heiligen Sterben seine Kameraden anfeuert, im Kampf mit immer größerer Entschiedenheit voranzuziehen und dadurch eine ganze Anzahl Seelen bewegt werden, sich Gott hinzugeben. Uebrigens stellt sich der Heilsarmeesoldat den Himmel auch noch recht militärisch vor; er ist ihm so eine Art Walkhall, in dem sich die Helden dieser Welt zu weiteren Heldentaten wieder zusammenfinden. In dem eben zitierten Werke wird ihm gesagt, daß er im Himmel „zweifellos zu irgend einer Arbeit im Dienste des Königs eingestellt wird, für die ihn seine militärische Ausbildung hier auf der Erde besonders zubereitet habe.“

Einen Punkt habe ich noch zu berühren: die Abneigung der Heilsarmee gegen die Sakramente. Die Heilsarmee kennt weder Taufe noch Abendmahl. Kinder, die von ihren Eltern zu Offizieren bestimmt werden, werden „dargebracht“, das

ist ein feierlicher Weiheakt; Verlobte werden von der Heilsarmee feierlich zur Ehe verbunden — aber weitere kirchliche Handlungen giebt es nicht. Will ein Soldat seine Kinder taufen lassen, oder will er das Abendmahl nehmen, so bleibt ihm das unbenommen. Ein Offizier aber darf es nicht. Fragt man nach dem Grund so erhält man die Antwort, daß ein geretteter Mensch die Sakramente nicht nötig habe. Man habe überhaupt des Herrn Worte falsch verstanden, er habe keine äußeren Formen einsetzen wollen, in den Worten, in denen er nach der Meinung der Kirche von sakramentalen Handlungen spricht, habe er nur von inneren Erfahrungen und Erlebnissen geredet — kurz man habe ihn mißverstanden. Die Abneigung gegen die Sakramente scheint mit der Zeit noch erheblich gestiegen zu sein. Uebrigens findet sie auch in den Reihen der Salutisten hier und da Widerspruch. In den achtziger Jahren wäre es beinahe zu einer Spaltung gekommen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die bittere Feindschaft, die die Kirche noch heute der Heilsarmee fast durchweg entgegenbringt, zum guten Teil auf das Konto der Sakramentsverwerfung schreibt.

Inhalt.

| | |
|--|----|
| 1. Zur Psychologie des Sektierertums | 5 |
| 2. Die Totenbeschwörer | 19 |
| 3. Apostel Krebs | 34 |
| 4. Leute, die nicht schwören wollen | 45 |
| 5. Die christlichen Theosophen | 50 |
| 6. Zion | 65 |
| 7. Oschm-Rahmah-Johjijjah | 78 |
| 8. Die Heilsarmee | 90 |

Die

Soeben erschien in 3. Auflage:

Berliner Bohême

von **JULIUS BAB.**

Inhalts-Verzeichnis.

- | | |
|--|---|
| 1. Vom Wesen der Bohême | 9. Berliner Bohême um 1890 |
| 2. Die Bohême der Romantiker I (E. T. A. Hoffmann und Devyrient) | 10. Bohême, Sozialdemokratie und Anarchismus |
| 3. Die Bohême der Romantiker II (Grabbe und Heine) | 11. Die neuromantische Bohême (Dehmel und Przybyszewski) |
| 4. Die „Freien“ bei Hippel (Stirner) | 12. Paul Scheerbart und Peter Hille |
| 5. Zwischenzeit (1850 – 1880) | 13. Das letzte Lustrum der Berliner Bohême |
| 6. Die Brüder Hart | (Neue Gemeinschaft — Die Kommenden — Ueberbrett) |
| 7. „Durch“. | 14. Gegenwart |
| 8. Friedrichshagen | 15. Vom Sinn der Bohême. |

In der Literatur und Kultur ist die Erscheinung der Bohême als das gesellschaftliche, asozialistische und anarchistische Zigeunertum ein grosses, fruchtbares und unentbehrliches Element. In allen ihren Zusammenhängen behandelt sie Julius Bab in seiner Berliner Bohême. Jedes Kapitel seines Buches gibt ein lebendiges und sozusagen dramatisch bewegtes Bild des Berliner Literaturlebens und beleuchtet, durch Geist und witzvolle Aperçus das groteske und abenteuerliche Treiben eines Literaturvölkchens, dem näher zu treten sich kein Gebildeter versagen kann. Jeder Berliner und jeder Fremde, der Berlin von der interessantesten Seite kennen lernen will, wird zu der Berliner Bohême von Julius Bab greifen müssen.

Zum Preis von Mark 1,— ist das Buch durch jede Buchhandlung zu beziehen. Wenn es nicht vorrätig sein sollte, wende man sich an den **Verlag Hermann Seemann Nachf.**, Berlin SW., Tempelhofer Ufer 29.

Die gotischen Zimmer

Sozialer Roman von
August Strindberg

„Die gotischen Zimmer“ sind ein grosser sozialer Roman, der die Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts schildert. Die Schicksale der Familie Borg bilden den Gang einer Handlung, die voller Spannung und reich an Ereignissen ist. In ganz genialer Weise ist die Handlung durch alle Gebiete menschlicher Tätigkeit geführt, und bei jedem Schritt, den die Handlung vorwärts macht, wird Kritik an menschlichen Zuständen geübt. Es ist eine soziale Kritik allergrössten Stiles, die in ihrer Kraft und Treffsicherheit an Luther erinnert. In Deutschland gibt es heute keinen Dichter, der sich an Kraft der Kritik und Saft der Satire mit Strindberg messen könnte; einzig Maximilian Harden könnte da in Betracht kommen. Auf gegen vierhundert Seiten werden in diesem genialen Werke alle Dinge im Himmel und auf Erden berührt, kritisiert und erschöpft: Ehe und Familie, Religion und Kirche, Christentum und Judentum, Akademie und Sezession, Landwirtschaft und Viehzucht, Beamtentum und Priesterschaft, Zeitungswesen und Majestätsbeleidigung, Seelenkult und Geschlechterleben, Prostitution und Irrenhaus, Sommerfrische und Hospital, Finland und Dreyfus, Weltfriede und Kriegsrüstung, Europa und Amerika u. s. w. u. s. w. In einen Hymnus zu das neue, das 20. Jahrhundert klingt dieser Roman vom Ende des 19. Jahrhunderts aus. Eine so ganz ausserordentliche dichterische wie menschliche Kraftleistung wird eine ganz ungeheuerere Wirkung ausüben. Man kann dreist sagen, dies ist der bedeutendste Roman, der um 1900, um die Jahrhundertwende, überhaupt auf der Erde geschrieben wurde. Im letzten Grunde ist er eine kolossale Abrechnung mit der darwinistischen Weltanschauung und allen ihren Folgen. Seele und Tier ringen in diesem Romane auf Leben und Tod mit einander. Die Seele siegt: das neue Jahrhundert wird von einer Weltanschauung der Seele geleitet; mit dem alten stirbt dessen zoologische Weltanschauung. So wendet sich der Roman an die junge Generation! Heil Dir, junge Generation, hier wird Dir Dein Evangelium geschenkt. Und wehe Dir, alte Generation, hier wird Gericht über Dich gehalten. Ein neuer Luther ist gekommen! — — — — —

Strindbergs neuester Roman: „Die gotischen Zimmer“ ist zum Preis von Mk. 4,— für das brosch., Mk. 5,50 für das geb. Exemplar durch jede Buchhandlung zu beziehen. Wo der Bezug auf Schwierigkeiten stösst, wende man sich an den Verlag von

Hermann Seemann Nachfolger, Berlin SW 11, Tempelhofer-Ufer 29

GESAMMELTE WERKE
von
THÉOPHILE GAUTIER



In 6 Bänden herausgegeben
von Dr. Hanns Heinz Ewers und Ilma Ewers-Wunderwald.

Théophile Gautier hat der Romantik in Frankreich zum Sieg verholfen und den Naturalismus vorbereitet. Er schrieb den glänzendsten Stil seiner Zeit. Und seine malerische und dichterische Gewalt ist am treffendsten durch das Wort seiner Freundin George Sand charakterisiert: „Kein Maler weiss seine schöne Frauen so anzuziehen wie Théophile Gautier, und kein Dichter weiss sie so schön auszuziehen“. Seine Wirkung auf die Entwicklung der europäischen Literatur blieb unbeschränkt. Oskar Wilde liebte ihn, er hat Murger befruchtet und die ganze „*Bohème-Literatur*“ — glänzend — eingeleitet.

Und nie verfiel Gautier in Maniriertheit. Er blieb innerlich frei und ein alles Leben menschlich und gesund auffassender Künstler. Trotz der roten Weste, mit der er das Publikum, den Bourgeois, aufregte, und der Löwenmähne, der „wallenden Romantik“, hat seine Persönlichkeit etwas ungemein Erfrischendes und göttlich Heiteres.

Théophile Gautier liebte Goethe und Heine über alles, liebte Deutschland. Er berührt uns nicht fremd, er *muss* uns ein später, aber willkommener Gast sein.

Und so wollen wir uns Gautier ganz zu eigen machen.

MADEMOISELLE DE MAUPIN

Das Fräulein von Maupin will die Liebe kennen lernen und die Männer so, wie sie wirklich sind, und vor allem auch den Mann, der ihres herrlichen Besitzes würdig sei. Sie legt Männerkleider an und reist als Mann. Und es geschieht, dass sich ein Weib in sie verliebt, in sie, die ein Weib ist, dass sich ein Mann in sie verliebt, in sie, die ein Mann zu sein scheint. Nun, sie erhört alle beide, und die Geschichte geht mit einer Grazie weiter, die nachhält und so ist, wie es ist, wenn einem schmale, schlanke, heisse Mädchenfinger über die Stirne streichen. So berückend und voll grosser Leidenschaft. Uebrigens ist es dieser Roman, der Gautier mit einem Schlag berühmt gemacht hat.

DER ROMAN DER MUMIE

Lord Evandale und Dr. Rumphius finden uuter sonderbaren Umständen eine Mumie. Und da man die Bandagen abwickelt, liegt ein Weib da, so erhalten, dass es ist, wie wenn sie schlief. „Ihr Körper hatte die Elastizität des Fleisches, der Haut und fast die natürliche Farbe konserviert“. Und ein Papyrus auf ihrem Busen enthüllt das stolze Geheimnis ihrer nackten Unschuld. Die Geschichte des Geheimnisses aber ist zum Sterben schön. Lord Evandale nimmt den Sarkophag nach England mit und hat niemals heiraten wollen, obgleich er der letzte seines Stammes war. „Die jungen Engländerinnen seiner Zeit konnten sich nie die Kälte des schönen Lords erklären, was wussten sie davon, dass er in Tahoser, die Tochter des Oberpriesters Petamunoph, verliebt war, die vor 3500 Jahren schon gestorben war.“

EINE NACHT DER KLEOPATRA

Die Titelerzählung: Kleopatra, die wunderschöne Kleopatra, ist im Bad. Da sieht sie aus einem Versteck zwei Augen blinken. Ein Mann sieht zu? Der muss natürlich sterben. Sie schreit auf und eilt auf das Versteck zu. Ein Sklave ist es. Er gesteht ihr seine Liebe. Und sie gewährt ihm eine Nacht, dann aber wird er sterben müssen. Und Gautier schildert diese Nacht. Eine Nacht, in der aus dem Dunkel Feuergarben aufschliessen. Und der Morgen graut, und Kleopatra reicht ihm eine Schale, und er sagt, wie gern er danach sterbe. Nun möchte ihn Kleopatra retten. Da hat er schon getrunken. Ihr Liebhaber kommt und staunt. „Ich habe die Wirkung eines neuen Giftes erproben wollen“, sagt sie und reicht ihm ihren Mund zum Kusse. Und es sind noch drei Geschichten in dem Band, die sind nicht minder prächtig.

FORTUNIO — EIN ROMAN

Ein phantastischer Roman. Fortunio, der rätselhafte Fortunio, der die tollsten Liebesabenteuer mit einer Eleganz erlebt, die Staunen macht, ist der Held. Mitten in Paris hat er einen märchenhaften orientalischnreichen Harem, und er ist der seltsamste, anziehendste Mensch, den man sich denken kann. Die raffiniertesten Kokotten werden edel und rein und gut, wenn sie mit ihm in Berührung kommen. Und einer dieser Pariser Kokotten schenkt er seine Liebe. Und die beiden leben einen Traum, der aber für das Mädchen herzerbrechend endet. Und Fortunio? Für ihn war es eine Episode, und er residiert dann in Indien. Irgendwo in Indien. Es ist eine lichterlohe Glut in diesem Roman und eine Kraft und Kunst der Darstellung, die nicht minder verblüffen wie der Charakter des seltsamen Fortunio.

DIE GOLDENE KETTE DER BAKCHIS

Die goldene Kette der Bakchis — eine Geschichte von einer köstlichen Schwermut und Süsse. Bakchis, die entzückendste Hetäre Griechenlands, wird plötzlich spröde gegen ihre zahlreichen Liebhaber. Sie hat ihr Herz an einen ganz jungen Griechen verloren. Und Gautier malt die schwärmerischste Liebesidylle, die freilich durch sonderbare Umstände jäh unterbrochen wird, um schliesslich in einem ebenso originellen wie komischen Verhältnis zu dreien, von dem alle drei Beteiligten wissen, zu enden. Und die letzte Geschichte des Bandes ist die berüchtigte, grauenvolle Erzählung von der verliebten Toten, eine Geschichte, die an entsetzlichen Visionen Poesche Erfindung übertrifft und mit einer Kunst sondergleichen, mit einer teuflischen Freude an der Qual und dem Schrecken den Vampirismus darstellt.

DAS HÜNDCHEN DER MARQUISE

Holdeste Träumerei zaubert hier dem entzückten Auge ein Genrebild in den zartesten Farben vor. Die Marquise und ihr Hündchen — wie aus einer Watteauschen Landschaft treten sie aus dem Rahmen der Erzählung, werden lebendig, vielleicht sogar zu lebendig, und man weiss nicht, wen man lieber haben soll: Die Marquise oder das Hündchen, und man hat alle beide lieb und bedauert sehr, dass sie doch nur Romangestalten sind und doch nicht wirklich und dass man mit der wunderbaren Marquise nur über das plaudern kann, worüber sie Gautier plaudern lässt. Von den kleinen Erzählungen dieses Bandes seien das kostbare Märchen von dem Kind mit den Brotschuhen, ein rührendes, zu Tränen rührendes Stück, die erschütternde Geschichte vom König Kaudaules und last not least: „Der unschuldige Wüstling“, eine überaus lustige Satire, hervorgehoben.

Wie viele, denen die Kunst lieb ist, operieren heute mit dem Begriffe l'art pour l'art, wie wenige wissen, wer zuerst diese Devise auf sein Banner geschrieben hat. Théophile Gautier war es, ein Mann von eminenter Kunstbegeisterung, stolzer Pracht, abgründiger Tiefe und der kostbaren Fähigkeit, die Worte durch lebende Zusammenstellungen in einzigartigen Farbenwundern erglänzen und erglühn zu lassen; Théophile Gautier, dem es zusammen mit seinem Freunde Viktor Hugo gelang, den starren Klassizismus in Frankreich zu stürzen und der sogenannten l'art bourgeois, die in Scribe ihren Hauptvertreter gefunden hatte, den Fuss in den Nacken zu setzen. Die beiden, und mit ihnen Balzac, haben den Boden vorbereitet, auf dem alle spätern geerntet haben. Und doch sind sie in Deutschland bisher wenig bekannt, so wenig, dass man von Viktor Hugo kaum einen oder den andern Roman kennt, von Balzac vielleicht nur sein Buch über die Ehe, und dass man von Gautier gerade noch den Klang seines Namens im Ohr hat. Und hätte man auch nur ein paar Seiten seiner strahlenden Prosa gelesen, man wünschte ihn ganz kennen zu lernen. Und darum mag man vorerst mit einem Band versuchen, ob es die Mühe lohnt. Und man wird sehn: es lohnt die Mühe. Die Uebersetzung ist mit grosser Liebe und von künstlerischen Gesichtspunkten aus besorgt worden, wofür schon der Name Dr. Hanns Heinz Ewers, des Herausgebers, bürgt.

Jeder Band kostet brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—, in rotes Leder geb. und mit Goldschnitt und Golddruck versehn Mk. 5.—. Wenn man sich zur Abnahme aller 6 Bände entschliesst, also zu einer **Subskription** auf die ganze Ausgabe, tritt eine Preisermässigung von einem Drittel des Ladenpreises ein, und es kosten dann die 6 Bände, zusammen bezogen, brosch. Mk. 12.—, geb. Mk. 16.20, in rotes Leder geb. und mit Goldschnitt und Golddruck versehn Mk. 21.—. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen. Wo der Bezug auf Schwierigkeiten stösst, wende man sich an den **Magazin-Verlag,**
Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29.

(Den untenstehenden Zettel wolle man an die Buchhandlung gehn lassen, durch die man den Bezug wünscht.)

Verlangzetteln.

Der Unterzeichnete bestellt hierdurch bei der Buchhandlung

aus dem **Magazin-Verlag Jacques Hegner, Berlin SW. 11 :**

..... **GAUTIER-AUSGABE** 6 Bände zum Subskriptionspreis.

Jeder Band: Br. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.70, in Leder Mk. 3.50.

6 Bände: Br. Mk. 12.—, geb. Mk. 16.20, in Leder Mk. 21.—.

..... **GAUTIER, Band I, Mademoiselle de Maupin**

..... ———, Band II, Der Roman der Mumie

..... ———, Band III, Eine Nacht der Kleopatra

..... ———, Band IV, Fortunio — Ein Roman

..... ———, Band V, Die goldene Kette der Bakchis

..... ———, Band VI, Das Hündchen der Marquise

} jeder Band
br. Mk. 3.—,
geb. Mk. 4.—,
in Leder
Mk. 5.—.

Ort u. Datum: Name:

Die neue Eva

von Frau Professor

MARIA JANITSCHKEK

ist

beschlagnahmt

worden.

Freunden der Verfasserin zur Mitteilung, dass
die übrigen Bücher von Maria Janitschek

Aus Aphrodites Garten

Band I Maiblumen.

Band II Feuerlilie

Auf weiten Flügeln, Novellen

Mimikry, Ein Stück modernes Leben

zum Preis von Mk. 2,50 brosch. und Mk. 3,50 geb.
pro Band in allen besseren Buchhandlungen vor-
rätig sind.

**Verlag von Hermann Seemann Nachfolger,
Berlin und Leipzig.**

DIE GESCHICHTE DES PRINZEN BIRIBINKER

VON CHRISTOPH MARTIN WIELAND IST DAS KURZWEILIGSTE
UND UNTERHALTENDSTE BUCH DER WELTLITERATUR. DR. CARL
SCHÜDDEKOPF, DER GOETHEARCHIVAR IN WEIMAR, HAT ES
HERAUSGEGEBEN. ES IST NACH DER ALTEN, ÜBERAUS SELTENEN,
AUSGABE MIT DEN ALTEN TYPEN GEDRUCKT UND KOSTET
MK. 2,— BR., MK. 3,— GEB., MK. 4,— IN LEDER GEB. ZU BEZIEHN
IST DAS BUCH DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN DEUTSCHLANDS
UND OESTERREICHS.

Dr. Theodor Herzl ✱

Die Volksausgabe von Dr. Theodor Herzls literarischem Lebenswerk, dem Roman

Altneuland

erschien früher in 6. Auflage und kostet brosch. Mf. 2,—, gebunden Mf. 3,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Einmalige Ausgabe in einer Auflage von 800 nummerierten Exemplaren

Die Schwestern von Elsa Asenijeff

Eine Novelle

20 Ex. (No. 1—20) auf echt Japan in Schweinsleder-Pergament geb., das Ex. mit eigenhändigem Namenszug der Verfasserin M. 10,—; 30 Ex. (No. 21—50) auf vornehmes Büttchen gedruckt, in rotes Leder geb., das Ex. M. 6,—; 750 Ex. (No. 51—800) auf Büttchen gedruckt, in Büttchenumschlag, das Ex. M. 2,—.

Die seltsame Arbeit Elsa Asenijeffs hält die zerstörenden und aufbauenden Neigungen und Wechselbeziehungen überzarter Menschen fest und stellt sie mit einer Zurückhaltung dar, dass sie wirken wie etwa blasse Schattenbilder auf einer matten Milchscheibe. Es zittert das rätselschwere Verhältnis zweier Schwestern zu einem Manne vorbei, und es schwebt eine eigne Art von Schönheit über dem ganzen, eine Schwermut, die von kostbaren Sünden weiss, und dann wieder die grosse Liebe, die keine Sünden kennt. Freunde ungewöhnlicher literarischer Stücke werden das Buch lieb haben.

===== Von Elsa Asenijeff sind ferner erschienen: =====

Unschuld

Ein modernes Mädchenbuch
2. Aufl., br. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Max Klingers Beethoven

Eine kunsttechnische Studie
Geb. M. 20,—.

Tagebuchblätter

einer Emanzipierten
2. Aufl., br. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Der Kuss der Maja

Traumfugen über das Leben
2. Aufl., geb. M. 1,—, Luxus-Ausg.
M. 5,—.

Magazin-Verlag Jacques Hegner, Berlin SW. 11.

Falten und Runzeln verschwinden sofort durch Gebrauch des

„Fix-Fix“

(gesetzlich geschütztes Kohlensäure-Repassons-Verfahren).

Fix-Fix gestaltet die Haut jugendfrisch, belebt und weiss und konserviert sie in bisher unerreichter Weise. **Einfachste Anwendung.** Neu. Aerztlich empfohlen. Erfolg unbedingt garantiert. Apparate in 3 Ausführungen: M. 10,—, M. 15,—, M. 20,—. Prospekte und Kataloge **gratis und franko** von „Frau Dr. Bocks Moderne Toilettenkunst“, Versandabteilung, Berlin SW. 11.

Neue Bücher von

Johannes Schlaf

**Peter Boies
..... Freite**

Roman. Preis M. 2,50 br. M. 3,50 geb.

**Der Narr . . .
und anderes**

Novellen. Preis M. 2,50 br. M. 3,50 geb.

Yester und Li



Roman von Bernhard Kellermann

Preis: Mk. 4,— br., Mk. 5,— geb.

Ich las das Buch Kellermanns ganz langsam in stillen Abendstunden, und siehe, als ich zu Ende damit war und es hinlegte, sass ich alter Cor da und schluchzte aus tiefstem Herzen so schreibt Mathieu Schwann in einem Feuilleton über Bernhard Kellermanns Roman Yester und Li in den Münchner Neuesten Nachrichten.

Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW.11.

Brautstandsmoral

von Dr. Robert Michels erschien
soeben in 7. Auflage im Magazin-
Verlag, Berlin SW. 11. Preis 30 Pf.

DAS VERA-BUCH, 28. Aufl.

unterrichtet über sämtl. Themata der
Vera-Frage und ist durch alle Buch-
handlungen zu beziehen oder durch die
Geschäftsstelle der „Frauen-Rundschau“
Berlin SW., Tempelhofer Ufer 29.
Preis 20 Pfg. Betrag in Briefmarken.

VERA



Eine für Viele

Aus dem Tagebuche eines Mädchens von heute

17. Auflage.

Preis Mk. 2,—.

„Das kleine Buch scheint darauf auszugehen, die gegenwärtige Moral, soweit sie das Verhältnis der Geschlechter betrifft, zu steigern und zu verfeinern. Der ledige Mann soll vor der Ehe ebenso keusch sein wie das Mädchen . . .“

Neue Freie Presse, Wien.

„Da haben wir das Wiener Saisonbuch, die literarische Sensation für heuer. Heimlich wandert es von Hand zu Hand, die Männer verstecken es vor ihren Frauen, die Mütter vor den Töchtern, aber alle lesen es, und mehr noch, alle machen sich ihre Gedanken darüber. Mit Recht, denn dieses Büchlein gehört zu den Dokumenten der Zeit, es spricht seine eigene Sprache und öffnet die merkwürdigsten Aus- und Einblicke . . .“

Prager Tageblatt.

An Für- und Wider-Schriften sind erschienen:

CHRISTINE THALER, „EINE MUTTER FÜR VIELE“. BRIEF AN DIE VERFASSERIN VON „EINE FÜR VIELE“. 4. AUFL. BR. M. 1,—.

AUCH JEMAND, „EINE FÜR SICH SELBST“. BRIEF AN DIE VERFASSERIN VON „EINE MUTTER FÜR VIELE“. 3. AUFL. BR. M. 1,—.

E . . . E . . . , „EINER FÜR VIELE“. 2. AUFL. BR. M. 1,—.

FELIX EBNER, „MEINE BEKEHRUNG ZUR REINHEIT“. AUS DEM LEBEN EINES JUNGGESELLEN. 2. AUFL. BR. M. 2,—.

GERDA SCHMIDT-HANSEN, „EINE FÜR VERA“. AUS DEM TAGEBUCH EINER JUNGEN FRAU. 3. AUFL. BR. M. 2,—.

VERUS, „EINER FÜR VIELE“. AUS DEM TAGEBUCH EINES MANNES. 2. AUFL. BR. M. 2,—.

Zu einer beiläufigen Orientierung über die Vera-Probleme sei

Das Vera-Buch

empfohlen, das gegen Einsendung von 20 Pf. und 5 Pf. Porto von der Geschäftsstelle der Frauen-Rundschau in Berlin SW. 11 zu beziehen ist.

Eduard Carpenter in Deutschland

Eduard Carpenter, eine der ungewöhnlichsten Erscheinungen der Gegenwart, hat als Reformator der Menschheit eine überragende und kaum abzuschätzende Bedeutung. In dem Werk „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden“, das dem sexuellen Problem und dem Verhältnis der beiden Geschlechter gilt, untersucht er die Frauenfrage und malt ein glühendes Bild ihrer Zukunft. In den wunderschönen Dichtungen des Bandes „Demokratie“, Vorgesänge der Freiheit, deren Hymnen und Rhapsodien an Nietzsches „Zarathustra“ gemahnen, kämpft er für die Besserung der sozialen Verhältnisse, für die Hebung der niederen Klassen. Das Werk über die „Civilisation, ihre Ursachen und ihre Heilung“ dagegen legt den Finger an die Wunden unserer Kultur und enthält eine flammende Kritik der Entartungszustände bei allen zivilisierten Völkern. Diese wahrhaft lebendigen Bücher behandeln lauter brennende Fragen unserer Zeit. Es sind umfassende, weit ausgreifende Werke über die sozialen Zustände, über unsere Kultur, unsere Sittlichkeit, unsere Justiz und unsere Wissenschaft, unsere Kunst und ihr Verhältnis zum Leben unserer Zeit, Werke voll großartiger Gedanken und erhabener Anschauungen, die wie keine anderen zu Evangelien der Menschheit bestimmt sind.

In 6. Auflage (binnen weniger Monate) erschien:

Wenn die Menschen • reif zur Liebe werden

Eine Reihe von Aufsätzen über das
Verhältnis der beiden Geschlechter

Einzig autorisierte Übersetzung
von Dr. Carl Federn

Preis broschiert M. 3.—
eleg. gebunden „ 4.—

Ferner erschien soeben in einzig autorisierter Ausgabe:

Die Civilisation

ihre Ursachen und ihre Heilung

2. Auflage

Autorisierte Übersetzung
von Dr. Carl Federn

Preis br. M. 3.—, geb. M. 4.50

DEMOKRATIE

Vorgesänge der Freiheit

Einzig autorisierte Übersetzung

von Lilly Nadler-Nuellsen
und Graf Erwin Batthyáni

Preis br. M. 2.—, geb. M. 3.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger



3 2400 00338 5238

GTU Library

AUGUST STRINDBERGS SCHRIFTEN

GESAMTAUSGABE UNTER MITWIRKUNG
VON EMIL SCHERING ALS ÜBERSETZER
VOM VERFASSER SELBST VERANSTALTET

| | | |
|---|-----------------------|-----------------------------|
| DAS ROTE ZIMMER | SOZIALER ROMAN | BR. Mk. 4.— GEB. „ 5.50 |
| DIE GOTISCHEN ZIMMER | ROMAN | BR. Mk. 4.— GEB. „ 5.50 |
| SCHWEIZER NOVELLEN | | BR. Mk. 2.50 GEB. „ 3.50 |
| DAS GEHEIMNIS DER GILDE | | BR. Mk. 1.— |
| DIE NACHTIGALL VON WITTENBERG | | BR. Mk. 1.— GEB. „ 2.— |
| KRONBRAUT-SCHWANENWEISS-TRAUMSPIEL | | BR. Mk. 3.—, GEB. Mk. 4.— |
| SCHWEDISCHE SCHICKSALE UND ABENTEUER | | BR. Mk. 4.—, GEB. Mk. 5.— |
| DER BEWUSSTE WILLE | IN DER WELTGESCHICHTE | BR. Mk. 1.— |
| MODERNE FABELN | | BR. Mk. 1.— |
| DER VATER | | BR. Mk. 1.— |
| EINE EHEGESCHICHTE | | BR. Mk. 1.— |
| KÖNIGIN CHRISTINE | | BR. Mk. 1.— |
| EINE HEXE | ERZÄHLUNG | BR. Mk. 1.—, GEB. Mk. 2.— |
| EINE KINDERSAGE | | BR. Mk. 1.— |
| ELF EINAKTER | | BR. Mk. 4.—, GEB. Mk. 5.— |
| FRAÜLEIN JULIE | | BR. Mk. 1.— |
| TOTENTANZ | | BR. Mk. 2.—, GEB. Mk. 3.— |
| ERICH XIV. | | BR. Mk. 1.— |
| MÄRCHEN | | BR. Mk. 1.50, GEB. Mk. 2.50 |
| EINSAM | NOVELLE | BR. Mk. 2.—, GEB. Mk. 3.— |

MIT STRINDBERGS EINZIGARTIGER PERSÖNLICHKEIT WIRD SICH JEDER ZEITGEMÄSSE KULTURMENSCH AUSEINANDERSETZEN MÜSSEN, UND KEIN LITERATURFREUND KANN AN DIESER GESAMTAUSGABE VORÜBERGEHN, DIE IN VORNEHM AUSGESTATTETEN BÄNDEN MIT GROSSER LIEBE UND SORGFALT UND DEM DENKBAR NACHGIEBIGSTEN VERSTÄNDNIS, UNTER LEITUNG VON STRINDBERG SELBST, VERANSTALTET WORDEN IST.

WU BEZIEHN SIND DIE BÄNDE DURCH JEDE BUCHHANDLUNG. WO DER BEZUG AUF SCHWIERIGKEITEN STÖSST, WENDE MAN SICH AN DEN VERLAG VON HERMANN SEEMANN NACHFOLGER
== BERLIN SW.11, TEMPELHOFER-UFER 29. ==